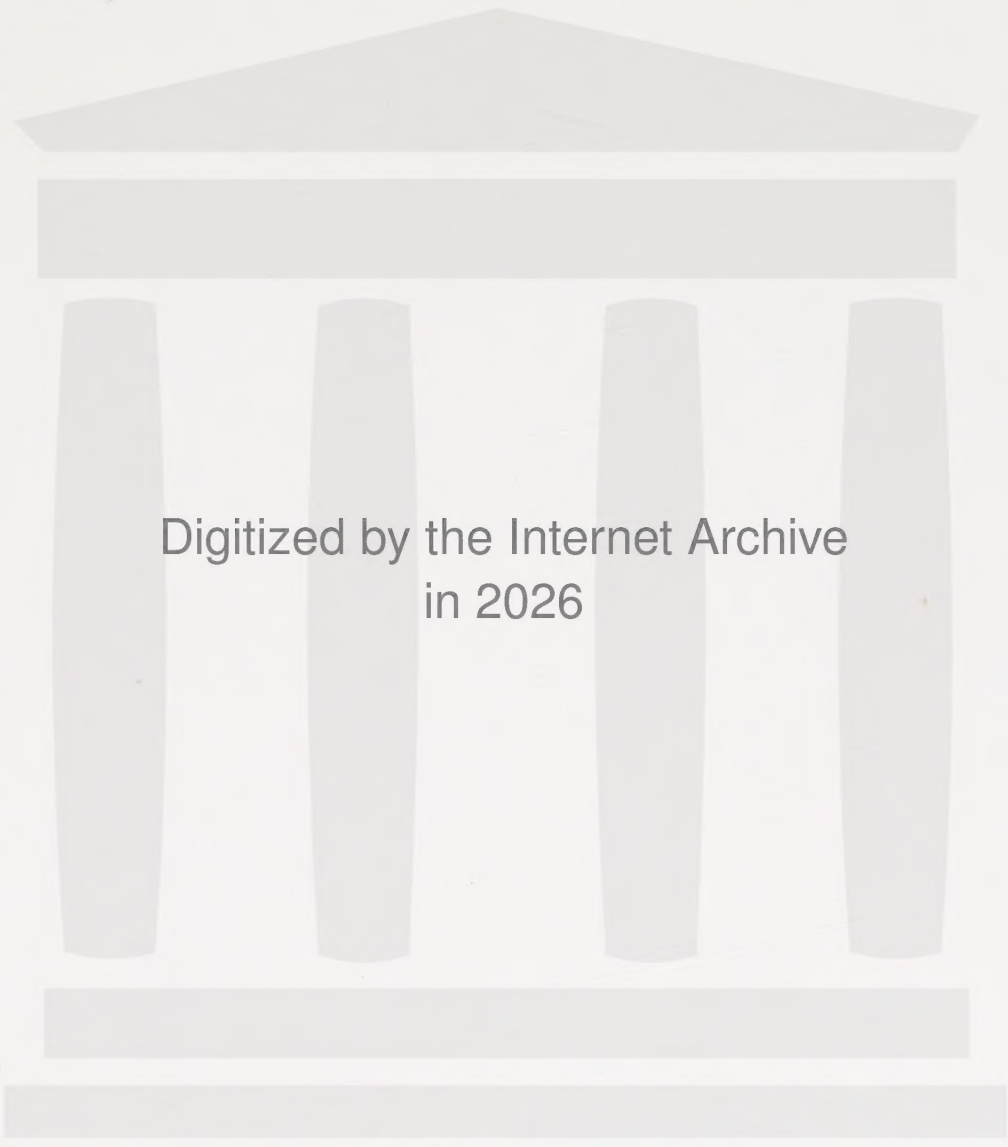
Hellmut Andics

BEGEGNUNG AN DER DONAU

J&V


Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/begegnungderdona0000hell

Hellmut Andics

Begegnung an der Donau

Jugend und Volk Wien München

Hellmut Andics

Begegnung an der Donau

Jugend und Volk Wien München

Staatsgesetzblatt

für die Republik Österreich

Jahrgang 1920 Ausgegeben am 21. Juli 1920 90. Stück

Inhalt: Nr. 308. Staatsvertrag von Saint-Germain-en-Laye.

308.

Staatsvertrag von Saint-Germain-en-Laye

vom 10. September 1919.

Der Friedensvertrag von St-Germain, für Österreich von Karl Renner unterzeichnet, war der Anfang der Republik.

Eins Der Januskopf

„Janus (römischer Gott der Zeit und des Anfangs); Januskopf (Doppelgesicht)."
(Duden, 1958.)

„Janus wird als altrömischer Gott der Tür und des Torbogens, nach außen und nach innen schauend, mit einem Doppelantlitz dargestellt. Der Gott des Eingangs entwickelte sich zum Gott des Anfangs . . ."
(Der große Brockhaus, 1955.)

Beton, Glas und Stahl; Baumaterial des 20. Jahrhunderts. So sind die mächtigen Türme der UNO-City in den Himmel gewachsen. An der Donau in Wien.

An der Donau, bei Klosterneuburg, erhebt sich der imponierende Block des Augustiner-Chorherrenstifts. Die Kuppel ist grün, oxydiertes Kupfer; Werkstoff des Barocks. Eine gewaltige Römische Kaiserkrone, ebenfalls aus oxydiertem Kupfer, beherrscht die Silhouette.

Von der UNO-City aus ist die Kuppel mit der Krone bei Schönwetter gut sichtbar. Von Klosterneuburg sieht man dann die Glasfront der UNO-City im Sonnenschein glitzern. Nur knappe zwei Dutzend Kilometer Donaustrom liegen dazwischen. 350 Jahre liegen dazwischen.

Die Platzwahl für das Stift hat nach der Legende der Schleier der Markgräfin Agnes getroffen, weil er vom Wind angeblich dorthin verweht worden ist. Tatsächlich aber gab es in Klosterneuburg schon vorher ein Kollegialstift. Der Mann der Agnes, der heilige Leopold, Markgraf und dritter seines Namens aus der Babenbergerfamilie, bewirkte lediglich die Umwandlung in ein Augustiner-Chorherrenstift. Die Bezogenheit zum göttlichen Ratschluß ist dem Ort und dem Stift erhalten geblieben.

Zur Platzwahl für das Internationale Konferenzzentrum ist bisher keine Legende aufgetaucht. Die Architekten hielten sich an die Raumplaner, und die Raumplaner entschieden sich für einen Standort, für den nicht nur der ausreichend vorhandene Bauplatz und die günstigen Nahverbindungen sprachen. In die Überlegungen wurden die künftige Donauinsel, der Rhein-Main-Donau-Kanal und dessen Zusammenschluß mit dem projektierten Donau-Oder-Kanal einbezogen. Historische Überlegungen haben also niemand bewogen, die UNO-City dort und nirgend anderswo hinzusetzen: in das Blickfeld von Klosterneuburg. Trotzdem hätten auch Historiker mit einem Zug zur Romantik keinen Bauplatz vorschlagen können, mit dem der Sinn der UNO-City richtiger getroffen worden wäre. Zwei Epochen haben die Symbole ihrer weit auseinander liegenden Zeit in unmittelbarer Nähe jener Donau errichtet, die der Stadt und dem Land rundum die Bestimmung gaben. Das eine im Blickfeld des anderen: Kaiserkrone des Mittelalters und Internationale Stadt am Eingang zum dritten Jahrtausend.

Der Januskopf blickt in zwei Richtungen. Der Blick zurück ist ihm vertraut. Der Blick vorwärts bedarf noch der Gewöhnung.

Dem Gefühl für die Weite der Vergangenheit steht hierzulande auch heute noch ein widerspruchsvoll anmutender Drang zur Beschränkung auf eine eng gezogene Gegenwart

gegenüber. Die UNO-City steht dagegen, Symbol und Symptom für die zukünftige, veränderte österreichische Situation, an der Donau; an die Stelle der Kaiserkrone gesetzt. Die Gedanken politischer, wirtschaftlicher und kultureller Planung, deren Ausdruck die Architektur nun einmal ist, reichen heute schon über das Jahr 2000 hinaus. Wien soll Donaumetropole werden.

Das Original der Kaiserkrone, schon tausend Jahre alt, liegt in der Schatzkammer der Wiener Hofburg. Otto der Große hat sie gestiftet. Man nennt sie gerne die deutsche Kaiserkrone, so wie das Reich oft genug immer noch als Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation bezeichnet wird. Das ist Widersinn. Es gab immer nur ein Römisches Reich, eine Römische Krone und einen Römischen Kaiser. Die Spannweite des Reichsgedankens war zu groß, als daß er sich an eine Nation gebunden hätte. Die Universalität des ganzen Abendlandes war gemeint. Des großen Ottos Sohn, Otto II, schickte den ersten Babenberger Leopold als Markgrafen in den Donaugau. 976 gilt als Geburtsjahr Österreichs. Vor einem Jahrtausend.

Aus der räumlichen Enge der Klosterneuburger Residenz, eingezwängt zwischen Strom und Höhenrücken, herunter von der Burg auf dem Leopoldsberg, der ursprünglich Kahlenberg hieß, zogen die Babenberger zweihundert Jahre später in die Weite des Donaufeldes.

Blick in die Zukunft. Wien.

Rudolf, deutscher König, kam dann 1276 als erster aus der Familie Habsburg in diese Stadt. Seine Nachfahren sollten hier für die nächsten 640 Jahre bleiben. In der Hofburg, in deren Schatzkammer heute die Krone von ihrer aufregenden Vergangenheit ausruht, haben dann durch die Jahrhunderte die Römischen Kaiser aus dem Hause Österreich residiert. Der letzte aus dem Mannesstamm der Habsburger, Karl VI, ließ den Neubau des Stifts Klosterneuburg beginnen. Es sollte Kloster und Residenz zugleich werden. Die Krone auf der Kuppel, die größte Krone auf dem Erdball, ein wahrer Koloß, wirkt heute überdimensioniert, sicherlich zu mächtig nach den Geboten architektonischer Harmonie, und dennoch paßt sie, denn sie drückt das Weltbild ihrer Zeit sichtbar aus: Himmel und Erde unter einem Dach, gottgewollte irdische Kaisermacht über das Abendland.

Gott erhalte, Gott beschütze . . . Solcherart sang der Baumeister Donato Felice d'Allio für Karl VI schon das Kaiserlied, bevor es noch Joseph Haydn 1797 für den letzten Römischen Kaiser Franz II, den guten Kaiser Franz unserer Lesebucherinnerung, komponiert hat. Klosterneuburg blieb als Denkmal der Zeit, da dieses Stück Land an der Donau das Herzstück des Abendlandes war. Zentrum eines Reiches mit gesamteuropäischer Struktur, nicht national geformt, sondern übernational geträumt. Tatsächlich reichte es zeitweise von der belgischen Scheldemündung bis an den Dnjestr in der Bukowina, vom polnischen Schlesien bis in den rumänischen Teil von Siebenbürgen, in das kroatische Dalmatien und in die italienische Lombardei, nach Toskana und vorübergehend sogar bis Sizilien mit dessen griechischen, arabischen und normannischen Traditionen.

Der Raum an der Donau war immer schon ein Begegnungsraum aller europäischen Nationen. Den Spuren begegnen wir heute auf Schritt und Tritt.

Rührselig klingt es „Als Böhmen noch bei Österreich war". Zugleich aber wird oft getan, als gäbe es das Familienalbum mit der böhmischen Großmutter und den ungarischen Verwandten nicht. Irgendwo ist vielleicht

Ansicht der Stadt Wien vom Süden, um 1470 (Darstellung auf dem Bild „Die Flucht nach Ägypten" des sogenannten „Schottenmeisters")

Treffpunkt Wien: Das Rotundengelände im Prater, Schauplatz der Weltausstellung von 1873.

auch noch der Soldat mit dem Fez aus dem bosnischen Regiment in der Roßauer Kaserne konterfeit, der nach Ableistung der Dienstpflicht nicht nach Banjaluka zurückgekehrt, sondern hiergeblieben ist. Die Bosniaken hinterließen in Wien nicht nur Nachkommenschaft und eine heute noch beliebte Gebäcksorte, sondern auch die Erinnerung an den 17. September 1911. Damals wurden sie — neben den Deutschmeistern die Soldaten des zweiten Wiener Hausregiments — mit aufgepflanzten Bajonetten nach Ottakring geschickt, um eine Hungerdemonstration zu zerstreuen. In Ottakring lebte damals so manche Arbeiterfamilie von einer Krone Kostgeld im Tag. Am 17. September 1911 gab es an die hundert Verletzte und drei Tote. Nach einem der Opfer ist der Joachimsthalerplatz benannt. Ein Teil der zersprengten Demonstration wurde in der Kirchstetterngasse eingekreist. Und während einer Kampfpause baten die Eingeschlossenen über den Bosniakenkordon hinweg, ihnen aus einem nahen Gasthaus Bier zu bringen.

Wo die 1937 abgebrannte Rotunde stand, ist heute das Messegelände, ein Zentrum des Welthandels.

Der Lokalhistoriker Karl Ziak, als Kind Augenzeuge des Vorgangs, spricht vom „Janusgesicht unserer Wienerstadt".

Der Bulgare Elias Canetti aus Rustschuk, heute weltberühmt, wird als Landsmann reklamiert, weil er in Wien studiert und promoviert hat.

Der Jude Joseph Roth aus der Gegend von Brody in Ostgalizien durfte uns mit dem „Radetzkymarsch" das gültige Porträt einer Zeit malen, die manche noch die gute alte Zeit nennen. In dieser Zeit rief einmal der spätere Bürgermeister Dr. Karl Lueger, damals noch Gemeinderat, im Wiener Rathaus aus: „Ich wünsche mir die Zeit herbei, wo man den letzten Juden von Wien im Prater ausstellen kann."

Ausgestellt wurde später einmal, aber anders. 1938.

Montecuccoli, der die Türken 1664 bei Mogersdorf schlug, war Italiener. Prinz Eugen, unser größter Held, war Franzose und schrieb kaum Deutsch. Der Feldmarschall Laudon kam aus dem Baltikum, und der Graf

Jahrhundertelang Symbol des imperialen Machtfriedens, wie das universelle Kaisertum ihn anstrebte: Das Stift Klosterneuburg an der Donau, von Karl VI (1711—1740) errichtet, aber nie vollendet.

Neues Symbol für die Friedensaufgabe der Donaumetropole Wien: Die UNO-City, als Internationales Konferenzzentrum in den Mittelpunkt des neuen Gestaltungskonzepts für den Wiener Donauraum gestellt.

Radetzky, in dessen Lager angeblich Österreich war, kam aus Böhmen.

„Laßt mir meine Böhm' in Ruh", soll der schon erwähnte Dr. Karl Lueger gesagt haben, als sich an der Jahrhundertwende gegen die starke tschechische Zuwanderung, vor allem in den 10. Wiener Gemeindebezirk, Widerspruch erhob.

Ich heiß Kolarić, du heißt Kolarić, warum sagen s' zu dir Tschusch?

Der Januskopf zeigt heute noch seine zwei Gesichter.

Als die Friedensmacher in Paris nach dem Ersten Weltkrieg jene Donaumonarchie aufteilten, deren k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien so lange gewesen war, dekretierte der französische Ministerpräsident Georges Clemenceau: „L'Autriche, c'est que reste." Österreich ist, was übrigbleibt. „Der Rest ist Österreich", so formuliert, ging dieser Ausspruch in unser Geschichtsbild ein. Die Erste Republik hat es zwanzig Jahre lang nicht fertiggebracht, sich als Rest in einer neuen Welt zurechtzufinden. Die neue Welt machte es ihr auch nicht leichter, denn sie war nicht besser als die alte.

Hierzulande war die eine Hälfte des Volkes auf der Suche nach einem neuen Großraum, dem man den „Rest" anschließen könnte. Die andere Hälfte war ein Volk von Museumsbeamten im Kulturschutzpark auf der Suche nach einem Weg zurück in das unwiederbringlich Verlorene.

Die Kinder und die Enkel dieser Schiffbrüchigen der Zwischenkriegszeit geraten heute in die Versuchung, sich auf einer vermeintlichen Insel der Seligen einzuigeln.

„Als Kind möchte der Österreicher am liebsten ein Sängerknabe sein, als Erwachsener ein Lipizzaner", klagte nach 1945 einmal ironisch der Nationalratspräsident Dr. Alfred Maleta. Der Blick von der Klosterneuburger Kaiserkrone zur UNO-City an der Reichsbrücke ist zwar frei, aber wir sind erst dabei, sehen zu lernen. „Was brauch i dös?" pflegen die längst in die Literatur eingegangenen Herren Karl und Travnicek aller Schattierungen zu fragen.

„Alles Erdreich ist Österreich untertan", so lautet die populärste Auflösung des Buchstabenrätsels, das Kaiser Friedrich III mit seinem geheimnisvollen Wappenspruch „AEIOU" hinterlassen hat.

Im Leben des Kaisers Karl VI hat es kurze Zeit so ausgesehen, als sollte dieser Traum von der Universalmonarchie doch noch Wirklichkeit werden. Das war nach 1700, nach dem Aussterben der spanischen Habsburger, als der Kaisersohn Karl aus Wien nach Madrid zog, um das spanische Weltreich zu erben, das damals von Neapel über Lateinamerika bis zu den Philippinen reichte. Beinahe wirklich ein Reich, in dem die Sonne nicht unterging.

Die Erbschaft kam nicht zustande. Die Idee blieb. Karl wollte ihr mit dem Stift Klosterneuburg ein Denkmal setzen. Das Stift ist im ganzen Ausmaß seiner Planung nie fertig geworden. Die Universalmonarchie wurde nie verwirklicht.

Der Traum wurde weitergeträumt. Allen Rückschlägen, allen Enttäuschungen zum Trotz, in unterschiedlicher Form, jeweils der Zeit — und ihrer Geisteshaltung — angepaßt. Napoleon. Der Völkerbund. Die UNO. Traum von einer einzigen Welt, in der die Völker einander begegnen und alle Menschen Brüder sind.

Wiens Schicksal war stets untrennbar mit der Donau verbunden, dem Strom, der vom Balkan in das Herz Europas führte. Einst brachten die Schiffszüge ungarische Waren bis Regensburg. Heute ist die Donau Lebensader für die österreichische Schwerindustrie. Um die Jahrtausendwende wird der Wiener Hafen Zentrum des Zusammenschlusses des Rhein-Main-Donau-Kanals mit dem Donau-Oder-Kanal sein.

„Goldene Stadt" nannte der Babenberger Leopold VI. sein Wien (Darstellung aus dem Babenberger-Stammbaum, um 1490).

Zwei Das Bollwerk

„Sebastian Insprugger hält dafür, daß Wien von den Wenden oder Winden (Venetis feu Vinidis) den Ursprung genommen, welche im Jahr der Welt 3999 die Donau übersetzet, die Wandalen verjagt, und sich in dieser Gegend niedergelassen haben. Dieses Jahr stimmet mit dem Jahr 690 von der Erbauung der Stadt Rom, und dem 63ten vor Christi Geburt überein, in welchem Cäsar und Markus Figulus das römische Bürgermeisteramt verwalteten . . ."

(Anton's edlen von Geusau Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Wien in Österreich, 1779.)

Der Name Vindobona ist keltischen Ursprungs, unzweifelhaft. Keineswegs zweifelsfrei ist bisher ein Nachweis gelungen, daß Wien nach diesem Vindobona so heißt, auch wenn beides ähnlich klingt. Eher hat der Fluß Wien der Stadt den Namen gegeben, und der Fluß hieß niemals Vindobona.
„Vindomina", so nannte noch um 500 eine Gotenchronik den Ort.
„Ad Weniam", an der Wien, fand dann 881 eine Schlacht gegen die Ungarn statt, berichten die Salzburger Annalen.
Die Stadt „Vienni" — in den Annalen von Niederaltaich „Wiennis" genannt —, sie war es schließlich, bei der 1030 Kaiser Konrad III. vor den Ungarn kapitulierte.
Von einer Stadt Wien, „civitas", ist dann 1137 zum ersten Male die Rede.

Die Wenden, von denen Sebastian Insprugger in seiner alten Chronik Vindobona herleitet, waren die keltischen Bojer. Sie kamen aus Böhmen. Bojohaemum. Um das Jahr 60 vor der Zeitwende zogen sie südwärts über die Donau. Keltisch besiedelt war das Land schon seit vierhundert Jahren. Zwei Jahrtausende vorher hatten bereits die Indogermanen Siedlungen an den Hängen der Wiener Hausberge vorgefunden. „Donauländische Kultur": heutige Bezeichnung für weitgehend Unbekanntes, von dem kaum mehr als ein paar Tonscherben übriggeblieben sind.

Vor den Kelten: Illyrer. Nach ihnen: Römer. Dann Germanen aus dem Norden, Jazygen, Hunnen, Awaren, Magyaren aus dem Osten, Slawen aus Norden und Süden, Türken aus dem Südosten. Das Land an der Donau war immer ein Durchzugsland, niemals eine Insel, schon gar keine der Seligen. Durchzug bedeutete Krieg. Aus den Kriegern wurden oft Siedler.

Im burgenländischen Purbach erinnert der Türke auf einer alten Rauchküche an den Muselman, der sich in einem Rauchfang versteckt und nach dem Abzug seiner Landsleute eine einheimische Bauerntocher geheiratet haben soll.

Symbolhafte Legende für die Geisteshaltung, zu der die Natur eines Durchzugslandes die Bewohner zwang?

Der Raum, der heute Österreich heißt und an der Donau liegt, schrieb späteren Bewohnern die historische Bestimmung schon zu, als die Säugetierspezies Zweifüßer sich noch nicht zum Menschen aufgerichtet hatte. Alpen und Karpaten bildeten einen geschlossenen Gebirgsbogen, er teilte den Kontinent in zwei Teile. Eine geologische Katastrophe unterbrach die Bergkette, ließ das Donaubett zwischen Alpen und Karpaten Platz finden, schuf damit den Durchzugsweg von Nordwest nach Südost.

Der zweite große historische Weg durch Europa führte von den Ostseeländern südwärts zu den Küsten des Mittelmeers. Bernsteinstraße. An der Mündung der March überquerte sie die Donau.

Im Schnittpunkt: Österreich.

Das, was Österreich war, als der Name „Ostarrichi" zum ersten Male auftauchte. 996. Ein schmaler Landstreifen an der Donau östlich vom Zufluß der Enns.

Das Durchzugsland ist immer auch ein Dableibland gewesen. In Au am Leithagebirge wurde ein Grabstein gefunden. Die Inschrift lautet: „Titus Flavius Uxavilus, Freigelassener des Titus Flavius Cobromarus, 40 Jahre alt, liegt hier begraben." Keltische Namen, romanisiert. Zeitalter des Kaisers Titus Flavius Vespasianus. Die Eroberten nahmen die Vornamen der Eroberer an, und diese verliehen ihnen das Bürgerrecht. Der eine hieß Uxavilus, der andere hieß Cobromarus, und kein Römer sagte zu ihnen Tschusch.

Seit die Tschechen den Powidl eingeführt haben, würde kein Wiener Pflaumenmus sagen. Statt Erdäpfel sagt zwar mancher heute schon Kartoffel, aber das tschechische Bramburi hält sich hartnäckig. Das weltberühmte Wiener Schnitzel, Signum österreichischen Wohlbefindens, ist auf alten Speisekarten noch als Mailänder Schnitzel zu finden. Italienische Maurer haben diese Spezialität eingeführt, als sie vor einem Jahrhundert zum Ringstraßenbau hieher kamen. Zentrum Wien.

Wien war ursprünglich keineswegs als Zentrum gedacht. Nur als Außenposten. Vorwerk. Es könnte auch Groß-Simmering heißen. Wenn die Geologen von Simmering sprechen, meinen sie die Simmeringer Terrasse. Militärisch betrachtet, ein sanft ansteigendes, dann zur Donau steil abfallendes Plateau. Bauplatz für eine Festung. Wiens erste Bestimmung. Sie sollte der Stadt lange erhalten bleiben.

Die Römer kamen 15 vor der Zeitwende. Die erste Einheit, eine britannische Reiterabteilung, traf auf ein keltisches Dorf in Simmering.

15 vor Christus: Kaiser Augustus schickte seine Stiefsöhne Drusus und Tiberius nach einem strategischen Konzept von weltweiter Denkgröße in den Krieg gegen die keltischen Königreiche Raetien, Noricum und Pannonien. Rhein und Donau, die beiden großen Ströme des Kontinents, sollten zur permanenten, tiefgestaffelten Verteidigungslinie gegen die Völkerschaften aus der Wildnis des Nordens werden. Der Limes. Bis Budapest.

Die westliche Flanke deckten Vindobona und Carnuntum, die beiden Festungen an den Donauengen. Die Geographie, so oft für den Lauf der Geschichte verantwortlich, spricht von der Wiener Pforte zwischen Leopoldsberg und Bisamberg und von der Thebener Pforte zwischen dem Abfall der Kleinen Karpaten und dem Hundsheimer Berg (beim Zufluß der March, nahe Preßburg, später, als die Magyaren kamen, „Porta Hungarica").

Ziel des großen Konzepts des Augustus: „Pax Romana", der römische Friede durch Herrschaft über die damals zivilisierte Welt des Mittelmeerraums. Alle Welteroberer, die wirklichen und die vermeintlichen, haben diesen Traum vom ewigen Frieden nach dem großen Krieg geträumt, von Alexander dem Großen bis Karl dem Großen, von Napoleon bis Hitler. Das Endresultat war immer der Zusammenbruch, nur kein ewiger Friede. Der Friede des Kaisers Augustus reichte immerhin vierhundert Jahre lang, mit vierhundert Jahren Kleinkrieg an den Grenzen.
Als die Germanen nach weiteren vierhundert Jahren ihr eigenes, fränkisches Römisches Reich gründeten (800: Kaiserkrönung Karl des

Mithras-Altar aus der Römerzeit. Schon Vindobona war ein Treffpunkt von Rassen, Völkern und Konfessionen.

Großen), wurde die Bastion an der Donau wieder aufgerichtet. Diesmal gegen den asiatischen Völkersturm.

Der römische Vorposten wurde zum germanischen Bollwerk.

Grenzland.

Als Mittelpunkt, über sprachliche und völkische Grenzen hinaus, mußte der Raum erst noch entdeckt werden.

„Eine Geschichte Österreichs darf heute nur noch demjenigen Territorienkomplex gelten, der sich im Laufe des Mittelalters durch spontane Konvergenz der Landschaften in weitgehender Identität mit der politischen Gestaltungskraft dreier Dynastien zu einer lebenskräftigen Einheit entwickelte, die über zahllose Krisen hinweg ihre Daseinsberechtigung bewiesen hat. Die Republik Österreich der Gegenwart ist nichts anderes als das nur wenig modifizierte Haus Österreich der Zeit Kaiser Friedrich III." So sagt Alphons Lhotsky in seiner „Geschichte Österreichs seit der Mitte des 13. Jahrhunderts".

Als erster Reichsgründer im Donauraum taucht der fränkische Kaufmann Samo aus dem Dunkel der berichtslosen Zeit nach der Römerherrschaft. Samo: halblegendäre Gestalt, zeitlich und örtlich nicht genau zu fixieren. 631 wurde eine Schlacht gegen den Frankenkönig Dagobert I verzeichnet. Bei Wogastiburg, das in Böhmen gelegen haben mag. 656 gilt als Samos Todesjahr. Das kurzlebige, vorwiegend slawisch bewohnte Reich soll sich von Böhmen bis an die Ostalpen ausgedehnt haben.

Ahnfrau aller späteren Reichsgründungen in dieser Region.

Zentrum Wien? Mit dem Fragezeichen ist die Geschichtsforschung bis heute nicht fertig geworden. Die Wahrscheinlichkeit ist gering, daß Wien schon damals ein Zentrum war. Gerade bei Wien war die Donau ein vielfach verzweigter Strom. Übergang schwierig, Schiffahrt gefährlich.

Dazu kam noch: Aufmarschgebiet der Völker aus dem Südosten. Asien schickte seine Massen. 795 schlug Karl der Große die Awaren irgendwo zwischen Donau und Theiß. An der Südostecke Bayerns wurde die Awarische Mark gegründet. Bollwerk.

Die Awaren verschwanden spurlos im Dunkel des Ostens aus der Geschichte. Kurzfristig kamen die Bulgaren. 828 ging die Awarische Mark schon wieder unter. Langfristig kamen die Magyaren.

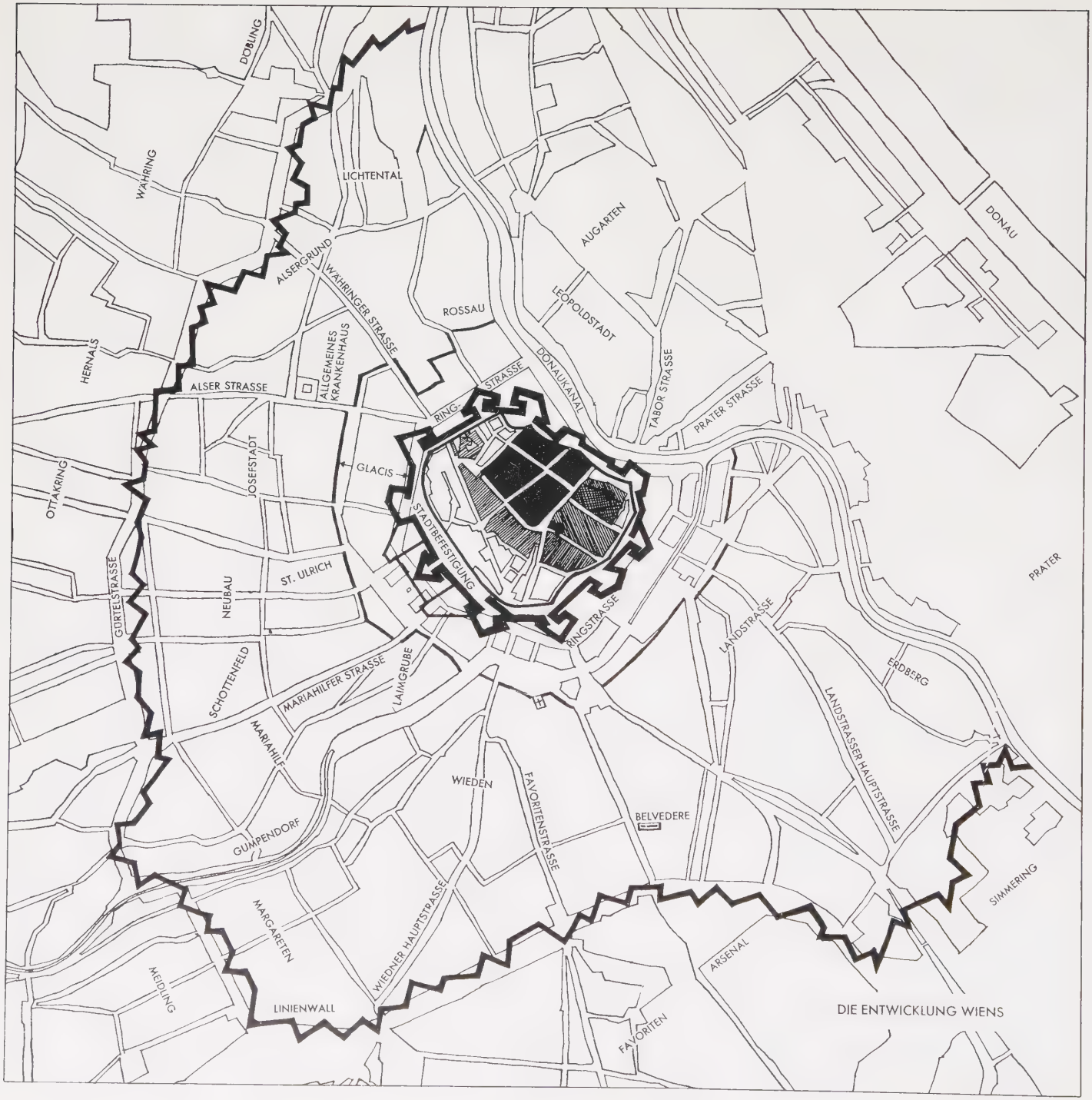
Wien — oder was damals an dieser Stelle war — erlebte die erste ungarische Herrschaft. Die Vorfahren der Husaren ritten bis Augsburg. Es sah ganz so aus, als sollte das neue Römische Reich der Germanen von einem europäischen Großreich der Magyaren abgelöst werden. Bis die Schlacht kam, die das europäische Schicksal entschied: 955, Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg. Der Vorstoß der Magyaren war gestoppt.

Ein Jahrtausend lang sollten die Ungarn immer wieder gegen die Porta Hungarica anrennen. Ihr König Matthias Corvinus residierte in Wien (1485 bis 1490). Noch im Revolutionskrieg 1848/49 erreichten ungarische Freischärler den Stadtrand. Auch die magyarische Nation erfaßte die Bedeutung des Raumes der vielen kleinen Völker. Die großen Ungarn des 19. Jahrhunderts, Istvan Széchényi, Julius Andrássy d. J., wollten die Donaumonarchie des Hauses Österreich nicht zertrümmern. Nur sollte es eine ungarisch beherrschte Monarchie sein.

Die bittere Erfahrung zweier Weltkriege reichte nicht aus, um die Völkerschaften des Donauraums ohne den Machtanspruch einer Nation zusammenzuführen. Wir stehen noch vor der friedlichen Verwirklichung eines 1000 Jahre lang kriegerisch verfochtenen Konzepts.

Melk um 1490, Wiens Vorgängerin als Hauptstadt an der Donau (aus dem Babenberger-Stammbaum).

1.
Leopold der
Durchlaucht



DIE ENTWICKLUNG WIENS

Auf dem Lechfelde, 955, hieß der Sieger Otto der Große. Der Gewinner war Österreich. Die Mark an der Donau wurde wieder errichtet. Ein schmaler Uferstreifen am Zufluß der Enns. Ein Stützpunkt; unter bayrischer Oberhoheit. Ein Burggraf aus Regensburg, Burkhard, hielt die Wacht an der Donau. Er kämpfte sich bis in die Wachau vor. Otto des Großen Nachfolger, Otto II, schickte einen Grafen Luitpold, auch Leopold, als Burkhards Nachfolger in die Mark.

976. Geburtsstunde Österreichs. Damals begann die Kontinuität der historischen Aufgabenstellung.

Als Otto II den Babenberger Leopold belehnte, dürfte er außer an die magyarische auch an die bayrische Gefahr gedacht haben. Der aufsässige Bayernherzog Heinrich wurde beziehungsvoll der „Zänker" genannt. Bayernherzöge, mächtigste Territorialfürsten des Reichs, bis ins Italienische hinunter, bis zur Mark Verona am Po, waren die natürlichen Widersacher jedes Kaisers. Die Babenbergermark sollte Stachel im bayrischen Fleisch sein, den bayrischen Separatismus eindämmen. Das tat sie, mit kaiserlicher Unterstützung, so lange und so erfolgreich, daß schließlich kein Kaiser mehr ihren eigenen Separatismus im Zaume halten konnte.

Der Landesname tauchte in einer Urkunde des Jahres 996 zum ersten Male auf. Ostarrichi.

Adalbert, „der Siegreiche" genannt (1018 bis 1055), schob die Grenzen der Mark Österreich zum ersten Male bis an die Thaya, die Leitha und die March vor.

Ein Jahrhundert später war dieses Territorium so weit gefestigt, daß die Nachkommen der einstigen Abwehrkämpfer zur aktiven Politik eigener Reichsgründung übergehen konnten. 1156: Erhebung der nominell immer noch bayrischen Mark zum selbständigen Herzogtum Österreich. Wieder war es die Hilfestellung für einen kaiserlichen Krieg gegen den bayrischen Widersacher, die den Babenbergern Aufwind gab. Das Dokument hieß „privilegium minus". Die selbständig gewordenen Herzoge mußten zur Heerfahrt für das Reich jetzt nur noch antreten, wenn es gegen die Ungarn ging. Die Sonderrechte umrissen damit zugleich die Sonderpflichten.

Als die Gründer der Republik Österreich 1918 einen Namen und einen Status für den „Rest" suchten, den die Friedensmacher von der österreichisch-ungarischen Monarchie übriglassen wollten, erfand der erste Staatskanzler Dr. Karl Renner vorübergehend ein „Südostdeutschland" als „Sonderbundstaat" der deutschen Republik. Anschluß an Deutschland unter Berücksichtigung der Besonderheiten, die sich im Verlaufe eines Jahrtausends herausgebildet hatten.

Mit der Sonderbund-Idee fuhr dann sogar noch der letzte Bundeskanzler der Ersten Republik, Dr. Arthur Seyss-Inquart, am 12. März 1938 dem Adolf Hitler nach Linz entgegen. Statt Anschluß eines Sonderbundstaates wurde eine „Wiedervereinigung" vollzogen. (Wortlaut des Gesetzes vom 13. März 1938.) Die „älteste Ostmark" wurde heim ins Reich geführt. (Hitler am 15. März 1938 auf dem Wiener Heldenplatz.) Mit der Eingliederung sollte das Jahrtausend Geschichte negiert werden, seit die Babenberger mit der Ausgliederung Österreichs begonnen hatten.

Heinrich, der erste Herzog, nannte sich Jasomirgott. Seinen Versprechen pflegte er hinzuzufügen: „Ja, so mir Gott helfe." Ob Gott geholfen hat, ist eine Frage des Glaubens. Die historische Situation an der Donau hat Jasomirgott und seinen Nachfahren jedenfalls geholfen.

Die Stadt an der Donau hat seit der Römerzeit eine kontinuierliche topografische Entwicklung genommen. Ihre Aufgabe als Bastion läßt sich vom Grundriß ablesen. Die Basteien verliefen, wo heute die Ringstraße ist. Der Gürtel war einst Linienwall.

Die Babenbergerhauptstadt des 12. Jahrhunderts darf man sich nicht als Metropole vorstellen. Die Ausmaße des römischen Vindobona waren noch lange nicht wieder erreicht. Knappe tausend Häuser, meist aus Holz, schmalbrüstig aneinandergedrängt. Vielleicht zehntausend Bewohner. Weinbau als hauptsächliche Einnahmequelle. Den Transithandel beherrschten Regensburger Kaufleute. Die Unabhängigkeit von Bayern war verbrieft; die bayrische Münze galt noch lange als Zahlungsmittel. Die Verkehrslage war nicht günstig. An der Enge zwischen Klosterneuburg und Korneuburg, Leopoldsberg und Bisamberg, war der Donauübergang leicht. Dann aber verästelte sich der Strom nach der Stadt Wien hin in einem weiten, sumpfigen Augebiet. Hochwässer gehörten zur ständig drohenden Gefahr wie die Ungarn. Der südliche Donauarm, der an die Stadt heranführte, versandete immer wieder. So mancher vorgebliche technische Wundertäter nahm den Wiener Bürgern später viel Geld ab, weil er die Ausbaggerung der Fahrtrinne versprach. Die Stadt brauchte noch sieben Jahrhunderte, bis zur Donauregulierung in der Ringstraßenzeit, um ihr Schiffahrtsproblem wirklich zu lösen. Die erste feste Donaubrücke, die das ganze Stromgebiet überspannte, wurde bei Stadlau gebaut, um 1439. Als Jasomirgott nach Wien übersiedelte, führte die Nord-Süd-Verbindung noch im großen Bogen um die Stadt herum. Von Nußdorf am Wienerwald vorbei über Meidling zur Grenze bei Fischau. Der Semmering war seit 1160 für Transporte passierbar. Dorthin wurde die große Straße gebaut, die in Wien als Kärntner Straße begann und heute noch als Triester Straße nach dem Süden führt. Damals nannte man sie Venediger Straße.

Sinnbilder der Herrschaft über Österreich: erst Römische Kaiserkrone und Erzherzogshut, jetzt Parlament, Symbol der Volkssouveränität.

1192: Der Erwerb der Steiermark machte den Weg über den Semmering österreichisch. Venediger Straße zum Seehandel mit der Levante. Die Kreuzzüge hatten nicht nur frommen Pilgern, sondern auch tüchtigen Kaufleuten Segen gebracht. Von Villach brauchte ein Schwerfuhrwerk damals 14 Tage bis Wien. 1194 gründete Leopold V an dieser Straße den Stützpunkt Wiener Neustadt. Mit dem Lösegeld, heißt es, das die Engländer für ihren auf Burg Dürnstein gefangenen König Richard Löwenherz zahlen mußten.

1221 bekam Wien sein Stadtrecht mit dem „Stapelrecht". Für den Transithandel war es eine „Stapelpflicht": Ausländische Kaufleute mußten ihre Ware den bodenständigen Großhändlern zuerst anbieten. So begegneten einander Donauhandel und Mittelmeerhandel im Schnittpunkt an der Wien.

Leopold VI sprach von seiner „goldenen Stadt". Ein halbes Jahrhundert, nachdem der Großvater Jasomirgott vom Leopoldsberg herunter in das Nest am Strom übersiedelt war, rühmte der Enkel seine Residenz als zweitgrößte deutsche Stadt hinter Köln. Goldene Stadt: Das kam von der Goldschmiedezunft. Das Gold — neben Silber und Kupfer — lieferten die niederungarischen (heute mittelslowakischen) Bergbaugebiete. Das Kupfer übrigens sollte noch seine historische Rolle spielen, als dann die Habsburger über die Leitha hinaus nach Ungarn griffen.

Die Donaufracht kam auf großen Flößen oder mächtigen Kähnen, mühevoll stromaufwärts gezogen, von Pferdegespannen auf den Uferwegen, oft genug auch von menschlichem Zugvieh. Bevorzugte Zwangsarbeit für Gefangene. Die Hohenauerschiffe trugen bis zu 4600 Zentner; in Erdberg wurden sie entladen. Flöße wurden zu Bauholz verarbeitet.

Die Babenberger der letzten drei Generationen hegten ihre Hauptstadt mit immer weiterreichenden Privilegien, bis Wien jene Stadt des Lebensgenusses wurde, der dann auswärtige Berichterstatter intensiv beschäftigen sollte. Voll Neid oder voll Entrüstung, je nach der eigenen Einstellung. Den ersten Heurigen, sozusagen gesetzlich geschützt, gab es Anno Domini 1314; Geschichte läßt sich auch aus den Buschenschankgesetzen herauslesen. Die Einfuhr ausländischen Weins wurde verboten. Aeneas Silvius Piccolomini, später Papst Pius II, kam als Sekretär Kaiser Friedrichs III nach Wien und zählte hier 600 bis 900 Wagen täglich, die während der vierzig Tage dauernden Weinlese Trauben in die Preßhäuser brachten.

Heinrich von Neustadt, ein Wiener Arzt, stieß damals eine Klage aus, die heutige Ärzte immer noch ausstoßen: „Freßsucht hat die Oberhand gewonnen . . . trunken, voll und übersatt ist mancher Mann in der Wienerstadt und etliche Frauen auch allda."

Bis zum 16. Jahrhundert wuchs der Umsatz auf dem „Ochsengries", Wiens Zentralviehmarkt, auf 60 000 Stück Schlachtvieh, meist ungarischer Herkunft, an.

Als die Nichtwiener Kaufleute Wiens Privilegien nicht länger finanzieren wollten und der Türkensturm den Ungarnhandel auf der Donau zu hemmen begann, führte schon eine zweite große Handelsstraße, der „untere Weg", über Österreich: von Laibach und Triest über Villach und den Tauernpaß nach Salzburg und Süddeutschland oder über Linz nach Polen und Böhmen. Die Gewürzstraße. Gewürze machten damals fünf bis zehn Prozent des gesamten Warenwerts aus.

Die Mächtigen haben die Ökonomie immer schon richtig bewertet. Späteren Chronisten blieb es überlassen, das Heldische in den

Die Donaumetropole, zugleich industrielles Zentrum, hat ihrer Millionenbevölkerung den ländlichen Erholungsraum am Stadtrand erhalten. Vom Kahlenbergerdorf (Bild rechts) zieht sich der Perlenkranz der Weinanbaugebiete über Döbling, Grinzing und Sievering bis an die Als.

Zeitaltern zu entdecken und Schlachten interessanter als Schlachtvieh zu finden. Wer die großen Handelswege kontrollierte, konnte sich dem Lockruf der Weite nicht entziehen. Mit der Verteidigung eines Bollwerks geben sich nur kleine militärische Geister zufrieden. An der Donau träumten politische Denker von größeren Räumen.

Friedrich II, der letzte Babenberger, ist als „Streitbarer" in die Geschichte eingegangen. Sechzehn Regierungsjahre lang (1230 bis 1246) verteidigte er den Mittelpunkt an der Donau gegen Bayern, Böhmen und Ungarn. Ein Renaissancemensch vor Beginn der Renaissance. Zweimal geschieden. Verrat, Vertragsbruch, Überfall, Plünderung, Mord. Seine Lebenschronik liest sich wie ein Schauerdrama aus der Merowingerzeit. Die Praxis änderte nichts an der Größe der Idee. Das Reich im Donauraum.

Friedrich der Streitbare stieß auf den Böhmenkönig Wenzel I und den Ungarnkönig Bela IV, denen derselbe Raum die gleiche Idee aufzwang. 1245 ritt der österreichische Herzog nach Verona, zum Hohenstaufenkaiser Friedrich II. Die beiden zweiten Friedriche berieten den weit über Österreich hinaus- und weit in die Zukunft hineingreifenden Plan des Babenbergers: Erhebung der vergrößerten Herzogtümer Österreich und Steiermark zu einem Erbkönigtum. Kärnten, Krain, Böhmen, Ungarn, alles das zu erwerben, lag durchaus schon damals im Blickfeld politischer Phantasie.

1245, in Verona, wußte Friedrich schon, daß er für seinen Reichtum an materiellen Gütern und staatspolitischen Träumen keinen Leibeserben haben würde. Obwohl er, weil keine Söhne kamen, zwei Ehefrauen fortgejagt hatte. Trotzdem: Königreich. Hinter dem Projekt von Verona darf man nicht nur den Ehrgeiz eines Fürsten suchen, der für die kurze Spanne eines Menschenlebens König sein wollte. Hinter dem Ehrgeiz ist die Faszination der Reichsgründung erkennbar, über Person und Dynastie hinaus. Für die Krone wollte der letzte Babenberger den Kaiser zu seinem Erben machen.

In Verona konnten der Hohenstaufer und der Österreicher sich nicht einig werden. Friedrich der Streitbare fiel ein Jahr später im Kampf gegen die Ungarn. Ohne Königskrone und ohne Erben.

Österreich und Steiermark hätten nach dem Tode des letzten Babenbergers als heimgefallene Reichslehen vom Kaiser eingezogen werden können. Der Hohenstaufer Friedrich II, im permanenten Konflikt mit den Fürsten des auseinanderfallenden alten Reichs, vom Papst in den Kirchenbann getan, hatte nicht mehr die Kraft dazu.

Bei den Verhandlungen in Verona hatte sich ein junger Graf aus dem Aargau, Rudolf von Habsburg, im kaiserlichen Gefolge aufgehalten. Damals war er 28 Jahre alt. An ihn dachte niemand, als die Erbschaft fällig wurde. Ein Staatskünstler, der auf dem Weg der Babenberger weitergehen würde, war im Augenblick nirgends in Sicht.

So mußte dem die Erbschaft zufallen, der zugriff. Kostbarste Erbschaft des Abendlandes. Nicht ausgesprochen, aber damals schon unverkennbar: Die nächste Großmacht in Europa würde von dem kleinen Landstrich an der Donau ihren Ausgangspunkt nehmen.

So sahen Kärntner Straße und Stephanskirche um 1470 aus: „Mariä Heimsuchung" des Schottenmeisters.

„Allen Ernstes ist Österreich unentbehrlich“: Auch so läßt sich der Wappenspruch heute deuten.

Drei Der Mittelpunkt

„Die wechselvolle Geschichte beweist, daß von 1300 an die im ersten Weltkrieg auseinandergelegten Länder in der für jene ältere Zeit einzig aktuellen Form der Erbmonarchie zusammengestrebt hatten und nacheinander von den Anjous, Luxemburgern, Jagellonen und Habsburgern vereinigt worden sind. Die Donaumonarchie der Habsburger ist deshalb keineswegs ein unhistorisches, auf Willkür begründetes Staatengebilde gewesen."

(Dr. Karl Renner, Österreich von der Ersten zur Zweiten Republik, Wien 1953.)

1927 erschien in Cilli (Jugoslawien, zuvor Südsteiermark) ein Buch des slawischen Publizisten Emil Lilek mit dem kuriosen Titel: „Historische Berechtigung des tschechoslowakischen Staates auf Revindikation der dem König Ottokar II vom deutschen König Rudolf von Habsburg auf unrechtmäßige und gewaltsame Art entrissenen Alpenländer."

Alpenländer? Österreich war gemeint. Revindikation, das besagte: Österreich sollte heim ins tschechoslowakische Reich!

1246 war der letzte Babenberger gefallen. Fünf Jahre später, 1251, kam aus Budweis, woher immer schon gutes Bier kam, auch der böhmische Kronprinz Ottokar in die verwaisten Herzogtümer Österreich und Steier.

In Linz ließ er sich als neuer Herzog huldigen, marschierte nach Wien weiter, verjagte dann die in die Steiermark eingedrungenen Ungarn.

Er heiratete Margarete, Schwester des streitbaren Friedrich. Vom deutschen Schattenkönig Richard von Cornwall ließ er sich eine Belehnung ausfertigen. Margarete war zwanzig Jahre älter als Ottokar (Witwe nach dem Hohenstaufenkönig Heinrich VII), sie hatte als Nonne im Kloster gelebt; schon deshalb war die Ehe ungültig. Zur Belehnung durch Richard fehlte die Zustimmung der Kurfürsten; den unerläßlichen Lehenseid hat Ottokar nie geleistet. Ehe und Belehnung sollten dem Anschluß Österreichs an Böhmen den Anstrich der Legitimität geben. 650 Jahre später nahm Emil Lilek beides für rechtsverbindlich. 1274 hatte ein Reichstag zu Nürnberg den im Vorjahr gewählten Rudolf von Habsburg ermächtigt, die dem Reich entzogenen Länder (Österreich und Steier sowie Kärnten und Krain) zurückzuholen. Diesen Beschluß nahm Emil Lilek 1927 nicht für rechtsgültig. Verwunderlich wie der Titel las sich auch die Schlußfolgerung seines historischen Exkurses:

Da Habsburg sich Österreich 1278 widerrechtlich angeeignet habe, seien die nachfolgenden 650 Geschichtsjahre illegal gewesen. So möge sich Österreich zwecks Wiederherstellung des Rechtszustandes der Tschechoslowakei anschließen.

Emil Lileks Kraftakt historischer Beweisführung mag heute grotesk klingen. In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg war der tagespolitische Hintergrund keineswegs komisch. Österreich galt als Stein des Anstoßes. Weg mit ihm!

Wien, im Schnittpunkt der großen Wege, zuerst Ausgangspunkt, dann Mittelpunkt übernationaler Staatenbildung im Donauraum, wurde nach 1918 als Anziehungspunkt gefürchtet. Die Faszination der Stadt als Zentrum war mit der Donaumonarchie nicht gestorben. Die Nachfolgestaaten, die eine Neuauflage der österreichischen (= habsburgischen) Lösung fürchteten, träumten von der Erweiterung ihrer eigenen Teil-Großräume.

1246 war wie nach 1945: Österreich, einschließlich Steiermark, fürchtete die Aufteilung durch fremde Eroberer. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der beiden Herzogtümer war schon da. Man lag an derselben Nordsüddurchzugs-, Handels- und damit Schicksalsstraße. Adel und Stände beiderseits des Semmerings erinnerten sich des Landgrafen von Meissen als eines angeheirateten Onkels des letzten Babenbergers. Einen der Söhne wollten sie als neuen Herzog.

Einer Delegation, die auf dem Weg nach Meissen in Prag Station machte, stellte der Böhmenkönig Wenzel I seinen Sohn Ottokar als besseren Anwärter vor. Wie vom Südosten die Ungarn, so drängten vom Norden die Böhmen zum Mittelpunkt an der Donau.

Als Premysl Ottokar II ist der spätere König in unserer Schulkinderinnerung haften geblieben. Grillparzers patriotisches Feuerwehr-Jubiläumsdrama ist Pflichtübung aller subventionierten Sprechbühnen für die Nachmittagsvorstellung im Schülerabonnement bis heute.

Man darf sich den Przemysliden nicht als halbwilden Stammeshäuptling aus den böhmischen Wäldern vorstellen. Seit 950 gehörte Böhmen zum Römischen Reich Otto des Großen. Ottokars Ahnentafel lieferte einen Querschnitt durch die abendländischen Herrschergeschlechter vom byzantinischen Kaiser bis zum Kreuzritter Robert Guiscard.

Der Böhmenkönig war der „Napoleon des Mittelalters" (so der Wiener Historiker Josef Schwerdfeger). Als Bundesgenosse des Deutschen Ritterordens zog er bis an die Ostsee, gegen die heidnischen Preußen, gründete die Stadt Königsberg. Im Süden eroberte er die Herzogtümer Kärnten und Krain. Nach Samo der zweite Reichsgründer im Donauraum bis an die Adria.

Seine Residenz verlegte er in den Mittelpunkt. Nach Wien. Der alte Babenbergerhof war für seine Vorstellungen von Königsmacht zu klein.

1275 etwa begann er mit dem Bau einer Burg. Ein mächtiger Vierkanter mit beherrschenden Ecktürmen war geplant. Baumaterial aus Ottokars Zeiten ist im Mauerwerk des Schweizertrakts der Wiener Hofburg noch feststellbar.

Wien: Nicht mehr Bastion, kein Außenposten der Grenzverteidigung, sondern machtverkündender Mittelpunkt. Mit Ottokar begann Wiens kaiserliche Ära. Ottokar selbst wäre ein prächtiger Römischer Kaiser geworden.

Die Kurfürsten jedoch hatten kein mächtiges Kaisertum zum Ziel, sondern die eigene Unabhängigkeit. Der Böhme mit seinem Ausdehnungsdrang von Meer zu Meer war „die Sorge Mitteleuropas" (so der Historiker Alphons Lhotsky).

Am 1. Oktober 1273 wurde in Frankfurt der Graf von Habsburg zum „rex romanorum" gewählt. Rudolf blieb König bis an sein Lebensende, 1291. Für einen Romzug zwecks Kaiserkrönung fand er achtzehn Regierungsjahre lang keine Zeit. Er mußte Ottokar schlagen und ihn beerben. Rudolf von Habsburg war zunächst arm an äußeren Machtmitteln. Gegen Ottokar stützten ihn seine Wähler, weil der Böhme gefürchtet stark war.

Staatsgründer im Donauraum: Rudolf von Habsburg und Przemysl Ottokar (links und rechts) die Helden von Grillparzers Nationaldrama (Attila Hörbiger, Ewald Balser, unten).

1278, bei Dürnkrut auf dem Marchfeld, verpfuschte der Napoleon des Mittelalters durch taktisches Ungeschick die entscheidende Schlacht.

1282: Mit Zustimmung der Kurfürsten verlieh Rudolf auf dem Augsburger Reichstag die heimgefallenen Lehen Österreich und Steiermark an seine Söhne Albrecht und Rudolf. Als die Doppelherrschaft nicht funktionierte, übernahm der ältere Albrecht allein die Regentschaft.

Von Ottokar übernahm die neue Dynastie den angefangenen Baukörper der Hofburg und deren geistigen Inhalt „mit denselben Tendenzen zur Gründung eines großen, viele Länder umfassenden Hausbesitzes, mit den allmählich stärker sich herausbildenden Bestrebungen, ein in sich ruhendes Donaureich zu bilden". (So der große deutsche Historiker Ottokar Lorenz in seiner 1863 erschienenen, berühmten „Deutschen Geschichte".) „In sich ruhend": Das hieß Friede in einer durch viele kleine Völker zur scheinbaren Friedlosigkeit verdammten Region. Wien: Zum ersten Male UNO-Stadt mit der Hofburg als erster UNO-City?

Eine solche, viele Jahrhunderte überspringende Gedankenverbindung herzustellen mag als groteske Vergewaltigung der Geschichte anmuten. Lassen sich aber solche Gedanken ausschalten beim Anblick des bunten Fahnenwaldes am jüngsten Zubau dieser selben Hofburg? Wenn dort, wo jahrhundertelang vom „in sich ruhenden Donaureich" geträumt wurde, nun von einer in sich ruhenden ganzen Welt geträumt wird? (Atom-Konferenz, SALT-Konferenz zur Rüstungsbeschränkung, Cypern-Konferenz.)

Die Hofburg, die Rudolf (links) bezog, war 1975 Treffpunkt der Zypernkonferenz unter Leitung des Österreichers Dr. Waldheim (rechts).

Verschiedene Zeiten haben verschiedene Erscheinungsformen für stets gleichbleibende Menschheitswünsche hervorgebracht. Der Wunsch war stets: Zentrum für eine allgemein gültige Geisteshaltung zu schaffen, Ausstrahlungspunkt für eine friedliche Welt.

Im Altertum war Rom die UNO-Stadt der „Pax Romana"-Epoche. Karl der Große und seine Nachfahren holten sich die Kaiserkrone weiter aus Rom, eine Hauptstadt besaßen sie nicht. Erst die Habsburger fanden wieder ein Zentrum für ein europäisches Konzept. Sie ließen sich in Wien nieder.

Der Niederlage und dem Tod des Königs Ottokar folgte die Doppelhochzeit von Iglau. Sohn und Tochter des Besiegten, Wenzel II und Agnes, wurden mit Kindern des Siegers kopuliert, Guta und Rudolf. Daß der böhmische Bräutigam ein achtjähriges Kind war, störte niemand.

Ehen sollten Friedensschlüsse besiegeln, indem sie Erbansprüche regelten.

„Tu felix austria nube", lautete ein immer wieder zitiertes Schlagwort. Kriege mögen die anderen führen, du, glückliches Österreich, heirate! Kaum ein anderes Zitat hat die historische Wirklichkeit so verfälscht. Die habsburgische Heiratspolitik begann 1278 in Iglau, und keine andere Dynastie hat in den folgenden Jahrhunderten so viele Erbfolgekriege geführt.

16 Jahre nach dem Tode des Königs Ottokar geriet der ost- und südosteuropäische Raum in dynastische Bewegung. Die Familien der Reichsgründer starben aus: In Polen die Piasten, in Ungarn die Arpaden, schließlich in Böhmen die Przemysliden.

Im Osten kam eine neue Dynastie herauf: Jagello von Litauen nahm das Christentum an, wurde König von Polen. Die Habsburger in Wien heiraten eineinhalb Jahrhunderte lang beharrlich weiter kreuz und quer durch Europa. Der Lohn wurde 1437 fällig: Albrecht von Habsburg erbte zu seinem Österreich Böhmen und Ungarn dazu.

Zum ersten Male in der Geschichte waren die drei Länder unter einem Habsburger zusammengeschlossen. Personalunion. Noch lange kein Zusammenwachsen. Diese erste habsburgische Herrlichkeit im Donauraum dauerte auch nur knappe drei Jahre. Nach Albrechts Tod (1439) konnte sein Vetter Friedrich zwar die Kaiserkrone bekommen, Böhmen und Ungarn jedoch ließen sich weder für ihn noch für Albrechts nachgeborenen Sohn Ladislaus halten. Nationale Führer machten sich stark: Georg von Podiebrad in Böhmen, Johann Hunyadi in Ungarn. Die Dynastie Habsburg zerfleischte sich gleichzeitig im hauseigenen Erbfolgestreit: Kaiser Friedrich III gegen seinen Bruder Albrecht. Der Herzog hatte die Wiener auf seiner Seite, die Bürger belagerten den Kaiser, die Kaiserin und den kleinen Prinzen Maximilian in der Hofburg. Dem Bürgermeister Wolfgang Holzer, der kaiserliche Truppen in die Stadt einlassen wollte, wurde der Kopf abgeschlagen, die Kaiserin flüchtete mit ihrem Kind vor dem Artilleriebeschuß in den Keller, und der kleine Max soll vor Hunger geweint haben.

Das war im Jahr 1462, und von Wiener Gemütlichkeit konnte keine Rede sein.

Keine zweihundert Jahre nach dem Einzug der Habsburger in die Stadt an der Donau sah es ganz so aus, als sollte auch ihnen kein anderes Schicksal beschieden sein als all den vielen kurzlebigen Dynastien im Donauraum. Der Traum vom Friedenszentrum, in dem die Völker ruhig miteinander leben konnten, schien ausgeträumt.

Ein Jahrhundert zuvor noch hatte der Herzog Albrecht, Enkel des Königs Rudolf, die Fürsten Europas nach Wien gerufen, um diesen Traum zu realisieren.

März 1353: Das war der erste Wiener Kongreß. Sie waren dem Ruf gefolgt: der

Luxemburger Kaiser Karl IV, der Prag zur „Goldenen Stadt" gemacht hatte, König Ludwig der Große von Ungarn, fünf Kurfürsten, Gesandte aus Polen und Venedig.

Den Gästen des Jahres 1353 bot Wien den Anblick einer Hauptstadt, in der es schon die ersten mit Ziegeln gedeckten Bürgerhäuser gab. Elftausend Reiter, hieß es — wohl übertrieben —, hätten die hohen Herrschaften begleitet, und der Herzog sorgte für ihre Verköstigung. Das sprach zweifellos für seinen und seiner Stadt Reichtum.

Der Herzog Albrecht, ein gelähmter Mann, an die Sänfte gefesselt auch im Krieg, hielt jedenfalls — deshalb vielleicht — vom Frieden mehr. Er war der Schiedsrichter seiner Zeit; Fürsten erbaten seine Vermittlung und hörten auf seinen Rat. Oft genug ging seine Frau, die tatkräftige Johanna von Pfirt, auf diplomatische Reisen, und für ihr Handgepäck benötigte die politische Dame dann zehn Fuhrwerke.

Aber Geld war damals noch genug da im Hause Österreich. Als der weise Albrecht die Fürsten zum Kongreß nach Wien berief, schwebte ihm vor, was man heute ein multilaterales Friedensabkommen nennen würde. Die Round-table-Konferenz in der Hofburg sollte die mittel- und osteuropäischen Probleme sichten; vielleicht lösen.

Die Verführung ist groß, wieder Vergleiche über Jahrhunderte hinweg anzustellen. 1975 gab es in der Hofburg die Zypernkonferenz unter Leitung des Österreichers Dr. Waldheim.

Albrecht: So etwas wie der UNO-Generalsekretär seiner Zeit?

Der Fürstenkongreß: Erster UNO-Versuch an der Donau, mit damaligen Mitteln unternommen?

Statt auf den Schlachtfeldern sollte am Verhandlungstisch ein Ausgleich der Interessen gesucht werden. Anno Domini 1353 war der Österreicher Albrecht der Entwicklung allerdings um Jahrhunderte voraus. Die Fürsten gingen auseinander und führten lieber weiter Krieg um die Macht im Donauraum.

Ein Jahrhundert nach diesem ersten Wiener Kongreß war der Niedergang schon allenthalben sichtbar. Der permanente Kriegszustand im Wechsel der Dynastien, vor allem in Ungarn, störte den Handel. Um das Stapelrecht der Wiener Kaufmannschaft und die Zollschranken auf der Semmeringstrecke zu umgehen, wählten die Schwerfuhrwerke von Venedig den „unteren Weg" über Kärnten und Salzburg nach Deutschland. Daß aber auch die Dynastie unter dem scheinbar so glücklosen Kaiser Friedrich niederging, traf Wien am härtesten.

Zuerst beschossen die Wiener ihren Kaiser in seiner Burg.

Dann kam Georg Podiebrad aus Böhmen mit seinem Heer bis an die Stadttore, um seine Anerkennung als König von Böhmen zu erzwingen.

Schließlich rückten die Ungarn unter ihrem König Matthias Corvinus an, Hunyadis Sohn. 350 Jahre, nachdem der Babenberger Adalbert der Siegreiche March und Leitha erreicht hatte, wurde Wien wieder ungarisch. Nach dem Böhmen Ottokar und den deutschen Habsburgern residierte der Ungar Matthias in der Hofburg.

Dem Landstrich an der Donau, der zuerst den Namen Österreich geführt hatte, schien das Schicksal des Durchmarschlandes wiederbeschert.

Wien: Statt Mittelpunkt nur noch Treffpunkt ungebetener Gäste.

Kaiser Friedrich der Dritte war der Herrscher mit dem Wappenspruch „A.E.I.O.U.". Alles Erdreich ist Österreich untertan? Viel eher schien das Ende nahe.

Heiratskongreß 1515 in Wien, immer wieder als Geburtsstunde der Donaumonarchie gefeiert.

Vier Der Schwerpunkt

„. . . Trägerin eines bald mit dem alten Reichsgedanken konkurrierenden neuen Imperiums, das kein Römisches mehr war, sondern ein Österreichisches, und das jahrhundertelang die gewaltige Funktion erfüllte, Europas ungestörte kulturelle Entwicklung gegen Vernichtung oder mindestens gegen schwere Schädigung zu sichern! Dafür wurde Österreich nicht einmal damals gedankt, als die Gefahr noch brannte — wie sollte es heute jemand tun? Wir erheben auch keinen Anspruch darauf; aber ausgesprochen muß es von Zeit zu Zeit doch werden."

(Alphons Lhotsky, Die Verträge von Wien und Brüssel, Vortrag, gehalten in St. Pölten, 1967.)

Bei Trautmannsdorf an der Leitha, auf einem Hügel, Hart genannt, wurden am 16. Juli 1515 drei Ulmen ausgepflanzt. Erinnerung an die Begegnung des Kaisers Maximilian mit dem König Wladislaw von Ungarn und Böhmen und dem Polenkönig Sigismund, die vom Treffpunkt Trautmannsdorf nach Wien weiterziehen wollten, um dort Maximilians Enkel mit Wladislaws Kindern zu verheiraten.

Eine doppelte Kinderehe: Ausgangspunkt der Donaumonarchie.

Die Ulmen haben das vierhundertjährige Reich überlebt. Der letzte verdorrte Stamm mußte erst 1974 gefällt werden.

Nach Albrecht des Weisen Fürstenversammlung von 1353 war das Hochzeitstreffen von 1515 der zweite Wiener Kongreß, der einen Dauerfrieden im Donauraum schaffen sollte. Was der politischen Vernunft 1353 nicht gelungen war, erhoffte man nun von einem dynastischen Ehegeschäft. Maximilians Hofchronist Johannes Cuspinianus zählte 3500 Reiter, die am 17. Juli in die Stadt einzogen. 1500 Bürger, alle in Scharlachrot, begrüßten die Gäste vor den Toren. Wien mag damals 30 000 Einwohner gezählt haben.

Cuspinianus bewertete den juwelenglitzernden Kaiserprunk, den Maximilian bei der Hochzeit in St. Stephan zur Schau trug, mit einer Million Goldstücken. Die Pracht war ausgeborgt. Der Verleiher ritt an der Seite des Kaisers in Wien ein: der alte Jakob Fugger, Kaufmann und Bankier aus Augsburg. Jakob der Reiche genannt, vermutlich der reichste Mann seiner Zeit. Die Hofburg war zu klein für das Aufgebot an Persönlichkeiten. Die meisten Ehrengäste mußten in den Häusern reicher Bürger einquartiert werden.

Der Reichtum war nur Fassade. Jakob Fugger demonstrierte den Wiener Handelsherren ihre Bedeutungslosigkeit. Hatte das „goldene" Wien der Babenberger einst Regensburg überflügelt, so war unter den ersten Habsburgern vom Gold nicht viel übriggeblieben. Augsburg, Nürnberg, Frankfurt hatten die Stadt an der Donau längst überholt. Der Donauhandel, ursprüngliche Quelle des Wohlstands, stagnierte. Was Wiens erste Glanzzeit ausgemacht hatte, die Lage im Schnittpunkt, trug nun zum Niedergang bei. Der geografische Schnittpunkt wurde zum politischen Streitpunkt. Ziel des Machtkampfs im Donauraum. Wien mußte man besitzen, um zu herrschen.

Seit Ladislaus Postumus: Schauplatz immer wieder aufflammenden Kleinkriegs mit Ungarn und Böhmen.

Die machtpolitische Bedeutungslosigkeit kleiner süddeutscher Städte wie Augsburg

schuf dort die neuen Zentren eines neuen, weltweiten Handels. Der Reichtum der Fugger stammte nicht zuletzt von dort, wo der Pfeffer wuchs: Das Haus Fugger war europäischer Hauptaktionär des portugiesischen Monopols für ostasiatische Gewürze.

Wien hat den Sprung zur freien Reichsstadt auf Dauer nie geschafft. Dazu war es den Landesherren politisch zu wichtig. So folgten den Bürgeraufständen dreimal Bürgermeister-Hinrichtungen: Konrad Vorlauf 1408, Wolfgang Holzer 1462, Dr. Martin Siebenbürger 1522. 1515, als die Hochzeitsgäste in die Stadt einzogen, zeigte die Hofburg noch die Spuren vorangegangener Beschießungen. Zuerst hatte man Friedrich III und den kleinen Maximilian beschossen, ein paar Jahrzehnte später hatte Maximilian die Ungarn unter Beschuß genommen, um seine Hauptstadt zurückzubekommen.

Die Kriegsschäden am Mauerwerk waren symptomatisch für den Wiener Zustand.

Jetzt, 1515, bot Maximilian den Wienern vierzehn Tage lang ein glänzendes Spektakel, und die Wiener feierten den Kaiser und seine Gäste voll Zukunftshoffnung: Die Ehen, die der Kardinal von Gran am 22. Juli einsegnete, konnten auf weite Sicht ein Ende des ewigen Grenzkriegs und einen neuen Aufschwung bringen.

Jakob Fugger finanzierte den ganzen zweiten Wiener Kongreß. Ziel war die Verwirklichung des alten Traums: das Donaureich. Maximilian träumte auf Kredit. Für die Finanzierung des Unternehmens überließ der Kaiser dem Bankier aus Augsburg auf sechs Jahre die Einnahmen aus dem Tiroler Kupfer- und Silberregal.

Jakob Fuggers Ziel war das europäische Kupfer- und Silbermonopol. So begegneten einander in Wien die Träume von Macht und Geld.

„Die Entstehung der Donaumonarchie ist nicht ein Beispiel für die Vernunft als staatenbildende Quelle, sondern zeigt, daß auch hier Machtpolitik und die Verfolgung materieller Interessen wirksam waren." (So der Historiker Heinrich Benedikt.)

Den Wandel zum Weltreich, in dem — wie es hieß — die Sonne nicht unterging, brachten drei Ehen.

1477: Der Kaisersohn Maximilian heiratete die Tochter und Erbin des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund. Geld spielte von Anfang an die Hauptrolle. Der notorisch bankrotte Erzherzog Siegmund von Tirol, spöttisch der „Münzreiche" genannt, hatte diese Ehe gestiftet, um das an Burgund verpfändete Elsaß für das Haus Österreich zurückzugewinnen. Maximilian besaß nicht einmal Geld genug, um die Brautfahrt anzutreten. Maria schickte ihren Schmuck, und Maximilian verpfändete ihn in Augsburg. Mit der Pfandsumme rüstete er 1200 Reiter aus, schlug sich nach Gent zu seiner Braut durch und begann gegen die Franzosen den Krieg um das Erbe, die Niederlande.

Von da an hat das Haus Fugger das Haus Österreich begleitet und Grube um Grube des Tiroler Silber- und Kupferbergbaus in die Hände bekommen.

Zweite Ehe, 1496, in der nächsten Generation: Philipp und Margarete, Maximilians und Marias Kinder, wurden mit Juan und Juana, Sohn und Tochter der spanischen Könige Ferdinand und Isabella, verheiratet. Die dynastische Verbindung nahm beider Elternpaare natürlichen Gegner, Frankreich, in die Zange. Jakob Fugger in Augsburg hatte guten Grund, weiterhin seinen klingenden Segen zu geben: Sein Haus hatte die Silber- und Quecksilbergruben Spaniens in Pacht.

In dritter Generation wurde dann 1515 an der Donau geheiratet. Maximilian ließ seine Enkelin Maria aus den Niederlanden nach Wien bringen, Wladislaw stellte seinen Sohn Ludwig und seine Tochter Anna bei. Ein halbes Jahrhundert zuvor hatte der Böhme

Georg von Podiebrad diesen Wladislaw, Sohn des Polenkönigs, zu seinem Nachfolger bestimmt. Nach dem Tode des Matthias Corvinus war Wladislaw auch zum König von Ungarn gewählt worden. Sein Bruder Sigismund war König von Polen.

Wieder einmal: Länderkombination im Donauraum. Den Jagellonen schien zu gelingen, was vor ihnen die Przemysliden und die Habsburger versucht hatten.

Maximilian konnte zwar Wien zurückerobern, mit seinen eigenen Erbansprüchen — nach Ladislaus Postumus — kamen seine Soldaten aber nur bis Stuhlweißenburg. Statt einen wenig aussichtsreichen Krieg weiterzuführen, begann er zu verhandeln. Das Feilschen um Erbverträge dauerte dann ein Vierteljahrhundert lang.

Wien, Juli 1515.

Die aus den Niederlanden herbeigeschaffte Maria war zehn Jahre alt, der ungarische Bräutigam Ludwig erst neun. Für die zwölfjährige Anna von Ungarn hielt Maximilian eine einzigartige Lösung parat: Er selbst, damals schon 56, heiratete das Kind; stellvertretend für einen seiner Enkel. Ob Karl oder Ferdinand ihn als Ehemann ablösen würde, stand noch gar nicht fest. Der Kardinal von Gran nahm keinen Anstoß, auch eine solche Ehe zu segnen. Onkel Sigismund verzichtete auf eigene Erbrechte, um das Bündnis des Kaisers und des Zaren zu sprengen.

„Das Werk der Habsburger war es gewesen, die in Mittel- und Südosteuropa gelegenen Grenzgebiete des Ostens und des Westens politisch und kulturell zu einen. Wenn heute wieder versucht wird, die Teilung Europas zu überwinden, so setzen diese Bemühungen, wenn auch unbewußt und mit völlig veränderten Mitteln, die Politik des Hauses Österreich fort." (Heinrich Benedikt.)

Solcherart betrachtet, hat es seinen Sinn, die drei Bäume von Trautmannsdorf, die dem allgemeinen Ulmensterben zum Opfer gefallen sind, durch eine neue Auspflanzung zu ersetzen. Pappeln sind geplant.

Eine verheiratete Jungfrau — oder auch jungfräuliche Witwe, wenn man so will, nach dem stellvertretenden Ehemann Maximilian — wartete 1521 in Ungarn immer noch darauf, endlich den Mann zu bekommen, mit dem man sie 1515 in Wien zusammengetan hatte. Karl oder Ferdinand? Jetzt war Karl schon Kaiser. Der junge Ungarnkönig Ludwig wollte ihn zum Schwager haben und nicht den jüngeren Ferdinand, der vielleicht irgendeinmal mit ein paar unbedeutenden Provinzen bedacht werden konnte. Karl, der Universalmonarch, wollte nämlich keine Erbteilung. Er wollte auch Anna von Ungarn nicht. Die Erblande seiner Vorfahren und deren Träume vom Donaureich interessierten ihn wenig. Wien hat er in seinem ganzen Leben nur einmal betreten. Spanien interessierte ihn, Italien, letztlich Portugal mit seinen ostindischen Kolonien. Der Zusammenschluß mit den eigenen Kolonien im Westen, das erst würde tatsächlich ein Weltreich ergeben, in dem die Sonne nicht unterging.

Sollte er sich da an eine Balkanprinzessin verschwenden? Um die lästige Braut — oder treffender: Ehefrau? — loszuwerden, um das nicht weniger lästige Drängen des Bruders nach einer Abfindung zu beenden, gab Karl 1521 endlich nach.

Der Vertrag von Wien und ein Zusatzvertrag von Brüssel, 1522, teilten das Reich. Ferdinand nahm Anna und bekam die fünf österreichischen Herzogtümer Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol. Karl glaubte, nicht viel aufgegeben zu haben. An seinem Reich gemessen, schien Ferdinand nicht viel zu gewinnen. Die ungarische Anna hatte nun endlich einen wirklichen Ehemann. Daß sie die Ahnfrau eines neuen Hauses Österreich werden sollte, ließ sich noch nicht voraussehen.

Die Erste Türkenbelagerung (1529) machte die Donaustadt Wien in ganz Europa berühmt.

Fünf Der Treffpunkt

„Der Österreicher hat ein Vaterland,
Und liebt's und hat auch Ursach' es zu lieben.
Doch dieses Heer, das kaiserlich sich nennt,
Das hie in Böheim hauset, das hat keins;
Das ist der Auswurf fremder Länder, ist
Der aufgegeb'ne Teil des Volks, dem nichts
Gehöret als die allgemeine Sonne . . ."

(Friedrich von Schiller, Wallensteins Tod, 1. Aufzug, 5. Auftritt.)

Die historische Aufgabe Österreichs, heißt es rückblickend, sei der Schutz des christlichen Abendlandes vor dem Islam gewesen. Wären die Türken nicht zweimal vor Wien gescheitert, vielleicht wäre Europa mohammedanisch geworden.

Vielleicht.

Die historische Aufgabe der Türken, heißt es anderseits, sei die Rettung der Balkanslawen vor der Germanisierung gewesen. Wären die türkischen Heere nicht ein Vierteljahrtausend immer wieder über die Donau vorgestoßen, vielleicht spräche man auf dem Balkan heute Deutsch.

Vielleicht.

Wer allerdings vermag heute, rückblikkend, zu entscheiden, ob Europa glücklicher ist, weil beide, Österreicher und Türken, ihre historische Aufgabe erfüllt haben?

Am Anfang war eine neue Waffe: Schwere Artillerie, die türkische Wunderwaffe. Mit ihrer Hilfe hat Sultan Mohammed II Byzanz erobert. 1453. Ende des oströmischen Kaisertums, Beginn der türkischen Epoche. Flüchtlinge, unter ihnen zahllose Gelehrte, überfluteten Europa. Italien vor allem. Renaissance.

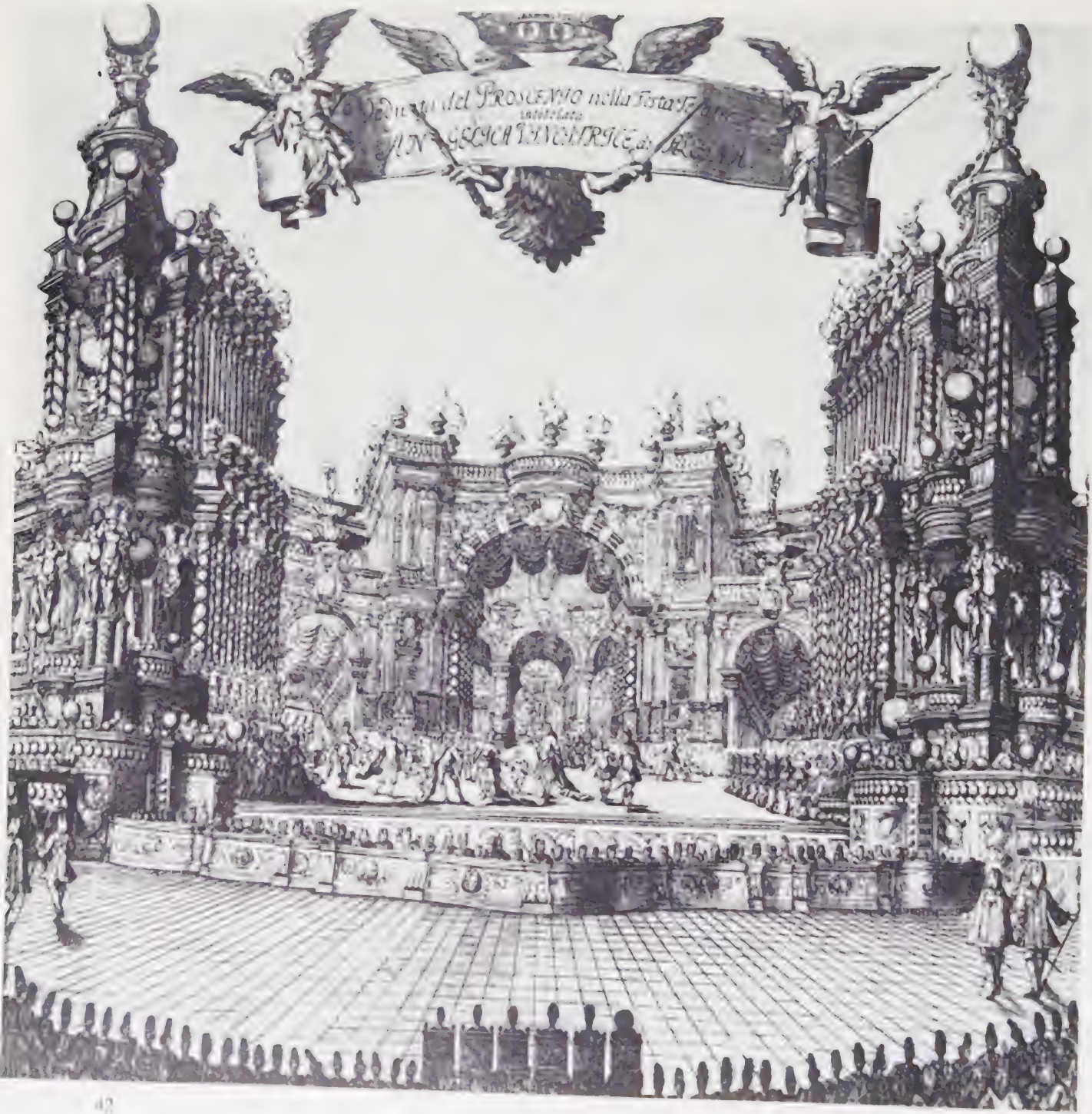
Die türkischen Armeen folgten dem Lauf der Donau stromaufwärts. 1521 wurde Belgrad erobert.

1526 stellte sich das ungarische Heer dem Türkensturm bei Mohács entgegen. 22 000 Ungarn kamen um ihr Leben, auch der junge König Ludwig, der letzte Jagellone. So halfen Tod und Türken dem Hause Österreich. Ferdinands Erbschaft war fällig; elf Jahre nach der Kinderhochzeit. Böhmen natürlich; dort gab es keine Schwierigkeiten. Die ungarische Erbschaft allerdings war bescheiden genug. Ein schmaler Grenzstreifen von Kroatien im Süden bis hinauf in die Slowakei, mehr nicht. Ungarns Herzland, das Donauknie zwischen den Städten Ofen und Pest, die fruchtbare Theißebene und vor allem Siebenbürgen, das alles war türkisch.

Auch was Ferdinand und Anna erbten, blieb ihnen nicht unbestritten. Da war ein Gegenkönig, Johann Zapolya, Schwager des polnischen Sigismund, dem der Erbverzicht von 1515 längst leid tat. Zapolya, Ungarnkönig von Sultans Gnaden, rief die Türken gegen Ferdinand zu Hilfe. Im Herbst 1529 waren die Türken zum ersten Male vor Wien.

Die Stadt an der Donau, einst Bollwerk, sollte es wieder werden; sehr gegen ihren Willen und gegen jede militärische Voraussetzung.

Die Festungswerke waren vernachlässigt. Niklas Graf Salm, schon siebzigjährig, ließ als Stadtkommandant viereinhalbtausend wehrfähige Bürger mobilisieren. Die meisten zogen die Flucht dem Heldentod vor, viele Ratsherren an der Spitze der Ausreißer. So hatte Salm nur die königlichen Truppen Ferdinands und ein paar hundert Freiwillige.



Die Gesamtstärke des türkischen Heeres, das Sultan Soliman der Prächtige in dreieinhalb Monaten von Konstantinopel bis Wien geführt hatte, soll fast 300 000 Mann betragen haben. Sechzehn Lager mit 25 000 Zelten schlossen die Stadt von Anfang September bis Mitte Oktober ein. Ferdinand, Erzherzog von Österreich, König von Ungarn, saß in Linz. Von dort appellierte er an das Abendland.

Das Abendland ließ sich Zeit. Philipp, Pfalzgraf bei Rhein, kam mit einem recht bescheidenen Reichsheer fast nicht mehr zurecht. Was bedeutete damals schon Wien? Nur die Fugger gaben wieder einmal Geld. Die Stadt überstand fünf Sturmangriffe. Große Teile der Stadtmauern wurden zerstört. Immer wieder unternahmen die Belagerten mutige Ausfälle. Die geschickte Verteidigung, das naßkalte Herbstwetter, die Nachschubschwierigkeiten zwangen die Türken schließlich zum ruhmlosen Abzug.

Die Nachricht von der Türkenschlacht machte die europäische Runde schneller als zuvor Ferdinands Hilferuf. Niklas Meldemann, berühmtester Kartograph seiner Zeit, kam eilends herbei, um einen Plan der so plötzlich wieder berühmt gewordenen Stadt zu zeichnen. Ein Wiener Panorama aus dem Jahr 1548 trug die Überschrift: „Wien die Hauptstadt im Ertzherzogthumb Oesterreich, aller Welt wohlbekannt, des gewaltigen Widerstands halb, so sie zu unseren Zeiten hat wider den grimmigen Feind der Christenheit gethan."

Der Ruhm färbte auf Ferdinand ab. Nun war er kein unbedeutender Provinzfürst mehr; nicht mehr bloß der jüngere, mit ein paar Herzogtümern abgefundene Bruder des Kaisers. Jetzt war die Türkengefahr, bisher nur eine nebulose Vorstellung, beklemmende Realität. Jetzt ging sie das ganze Reich an. Mit der Lässigkeit des Reichsfeldherrn von 1529, des Pfalzgrafen Philipp, durfte beim nächsten Türkensturm nicht mehr reagiert werden. Wenn Österreich das Abendland weiterhin verteidigen sollte, bedurfte Ferdinand einer Aufwertung. Die Kurfürsten begriffen. 1531 setzte Karl die Wahl seines Bruders zum Römischen König durch. Er sollte es später noch bedauern, sollte versuchen, die Kaiserkrone seinem spanischen Sohn Philipp zukommen zu lassen. Erfolglos. Die Installierung der österreichischen Linie der Dynastie war nicht rückgängig zu machen. 1556 wurde Ferdinand Römischer Kaiser.

Wien wieder Kaiserstadt.

Zeitwende! Die Renaissance lief aus, der Barock kündigte sich an. Die Zeiten genialer Straßenräuber, die Fürstentümer schufen (politische und wirtschaftliche), ging zu Ende. Die Blüte der freien Reichsstädte mit ihren weltweiten Handelsbeziehungen welkte. Die landesfürstlichen Residenzen kamen herauf. Gegen die aristokratische Ständedemokratie adeliger Grundbesitzer und städtischer Patrizier setzte sich der Herrscherabsolutismus durch. Ferdinand I schuf in Wien eine Regierungszentrale mit Obersten Hofämtern. Nicht mehr die Bodenständigkeit entschied, sondern die Treue zur Dynastie.

Barock prägt das Herzstück Wiens. Ein majestätischer, kein bürgerlicher Stil. Es hat wohl seinen tiefen inneren Grund, daß Gotik und Renaissance in Wien weit weniger Spuren hinterlassen haben als in den national und kulturell einfarbigen deutschen und italienischen Städten. Auch die Ringstraße, die Wien das zweite beherrschende Gesicht gab, ist imperial und daher international von der Konzeption her.

Der Platz, an dem die Stadt im Donauraum entstanden war, machte sie zum Treffpunkt

Barockstadt Wien: Die Dynastie führte zwar immer irgendwelche Kriege, das Geld gaben die Kaiser aber lieber für Prachtbauten statt für die Armee aus. Der Adel machte es den Monarchen nach und baute lieber, statt Anleihen zu zeichnen.

Bollwerk des Abendlandes 1683: Wien überstand siegreich auch die Zweite Türkenbelagerung.

Heimsuchung 1945: Auch die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges brachen Wiens Lebensmut nicht.

unterschiedlicher Lebensformen. Diese zusammenzuführen, zu verschmelzen, dazu bedurfte es auf der damaligen politischen Entwicklungsstufe Europas der Macht. Die Macht bedurfte einer Reichsidee als Kraftquelle. Wien ist ohne die Reichsidee und die Machtpolitik der Dynastie nicht zu verstehen.

Bei der Verteidigung Wiens, 1529, taten sich die bis dahin von den Wienern wenig geliebten spanischen Edelleute aus Ferdinands Gefolge ruhmreich hervor. Von da an wurde die Stadt zum Treffpunkt der Abendlandsverteidiger jedweder Nationalität. Die Beweggründe waren unterschiedlich: Glaube und Ehrgeiz, Kaisertreue und Abenteuerlust. Die Aussicht auf Beute nicht zu vergessen! Der Polenkönig Johann Sobieski bekam für die 40 000 Soldaten, mit denen er zur Befreiung Wiens 1683 herbeizog, von Kaiser Leopold 1,2 Millionen Gulden. Graf Rüdiger von Starhemberg, der Verteidiger der Stadt während der Zweiten Türkenbelagerung, erhielt 100 000 Reichstaler Belohnung. Der von seinem König Ludwig XIV verlachte Prinz Eugen von Savoyen kam 1683 aus gekränkter Eitelkeit und mit geborgtem Geld ins kaiserliche Feldlager Passau. 1736 starb er als Österreichs größter Heerführer und Millionär. Diese österreichische Struktur wurde am 8. November 1620 sozusagen institutionalisiert: 624 böhmische Adelsfamilien, die am Prager Aufstand zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges teilgenommen hatten, wurden enteignet. Kaiser Ferdinand II vergab drei Viertel des bebauten böhmischen Bodens an seine Getreuen aus allen Ländern des habsburgischen Machtbereichs: Österreicher, Deutsche, Spanier, Italiener, Niederländer. Die rheinländischen Metternich, die Taaffe aus Irland waren in Böhmen begütert. („Das ist der Auswurf fremder Länder": Schiller hat Österreich nicht begriffen.) Im 17. und im 18. Jahrhundert fand Europa keinen Frieden. Der Dreißigjährige Krieg mochte sich als Religionskrieg verstehen. Geführt wurde er als Machtkampf zwischen der Universalität des Hauses Österreich und der Nationalität von Königen und Fürsten. Die Einigung unter einem Gott (dem katholischen) und einem Herrscher (dem habsburgischen) mißlang. Seither müßte man eigentlich von einem österreichischen statt von einem römischen (= deutschen) Kaisertum sprechen, auch wenn erst Kaiser Franz II 1804 eine spezielle österreichische Kaiserkrone stiftete und erst 1806 die Römische Krone ablegte.

Im Jahr nach der Zweiten Türkenbelagerung, 1684, verfaßte der aus Frankfurt am Main stammende, seit etwa 1665 in Wien und in der Steiermark als Herrschaftsverwalter tätige Philipp Wilhelm von Hörnigk eine Schrift unter dem Titel „Österreich über alles, wenn es nur will". Der vordergründige Anlaß war die Rechnung, wie man aus den Erblanden für den Türkenkrieg eine Armee von 100 000 Mann aufstellen und versorgen könnte. Worum es dem Wahlösterreicher Hörnigk in Wirklichkeit ging, offenbarten folgende Sätze, die Erbländer der Dynastie betreffend:

„Sie seynd allgesammt einem einigen Haupt mit gleicher Unterwürfigkeit zugethan, stossen ohne Mittel zu einander und formiren gleichsam einen einigen natürlichen Leib. Es kann das eine des anderen Mangel mit seinem Überfluss ersetzen. Sie seynd mit darinn fallenden rohen Gütern und deren inländischen Consumation also erwünscht bevortheilt, dass sie sich mit Fug rühmen könnten, beinahe wie eine kleine Welt in sich selbst bestehen zu können, indem sie ohne fremdes Zuthun nicht nur zur Nothdurft, sondern auch zu der Bequemlichkeit mit allen dahin erforderlichen Zeug reichlich versehen seynd."

Damit hatte Hörnigk den österreichischen Staatsgedanken des „in sich ruhenden Donaureichs" ökonomisch zum ersten Male formuliert.

Wien, im Zentrum, in dem die Reichtümer

aus allen Erbländern zusammentreffen mußten (zwangsläufig), war förmlich dazu verurteilt, eine (damals kaiserliche) Welthauptstadt zu werden.

Seit Ferdinand I aus Madrid nach Wien gekommen war, hatte es zwischen den beiden Linien der Dynastie immer wieder Wechselheiraten gegeben. Die Velasquez-Porträts im Kunsthistorischen Museum sind als Musterkollektion heiratsfähiger Infanten und Infantinnen zu verstehen. Die spanischen Prinzessinnen brachten ihre Ehrenkavaliere, ihre Hofdamen und ihre Beichtväter nach Wien mit. Jesuiten führten Regie an der Universität und dem Operntheater. Unter Ferdinand II und Ferdinand III, den Kaisern des Dreißigjährigen Kriegs, begegnete Wien der aggressiven spanischen Rechtgläubigkeit.

Aus der düsteren spanischen Frömmigkeit ihrer Landesherren allerdings machte der österreichische Nationalcharakter den fröhlichen Katholizismus des Barocks. Durch die Jahrhunderte geübt im Umgang mit Durchziehern, traditioneller Quartiergeber ungebetener Gäste, scheint der Wiener nun einmal die Fähigkeit entwickelt zu haben, den Dingen, die sich nicht ändern lassen, die heiteren Seiten abzugewinnen.

Leopold I, Enkel und Sohn der beiden Ferdinands, brachte in 47 Regierungsjahren seinen Untertanen keine Friedenszeit. Die Kriege ließ der Kaiser zuerst den Italiener Raimund Montecuccoli aus Modena führen, dann den Herzog Karl aus Lothringen und den Markgrafen Ludwig aus Baden (= Türkenlouis) und schließlich den Franzosen Prinz Eugen.

Montecuccoli belehrte ihn: „Zum Kriegführen braucht man drei Dinge: Geld, Geld und wieder Geld!" Das Geld für die Kriege borgte Leopold vorzugsweise bei Samuel Oppenheimer aus Heidelberg.

Montecuccoli, Karl, Türkenlouis, Eugen und Oppenheimer, diese fünf Männer haben die seit Rudolf erträumte Habsburgermonarchie realisiert.

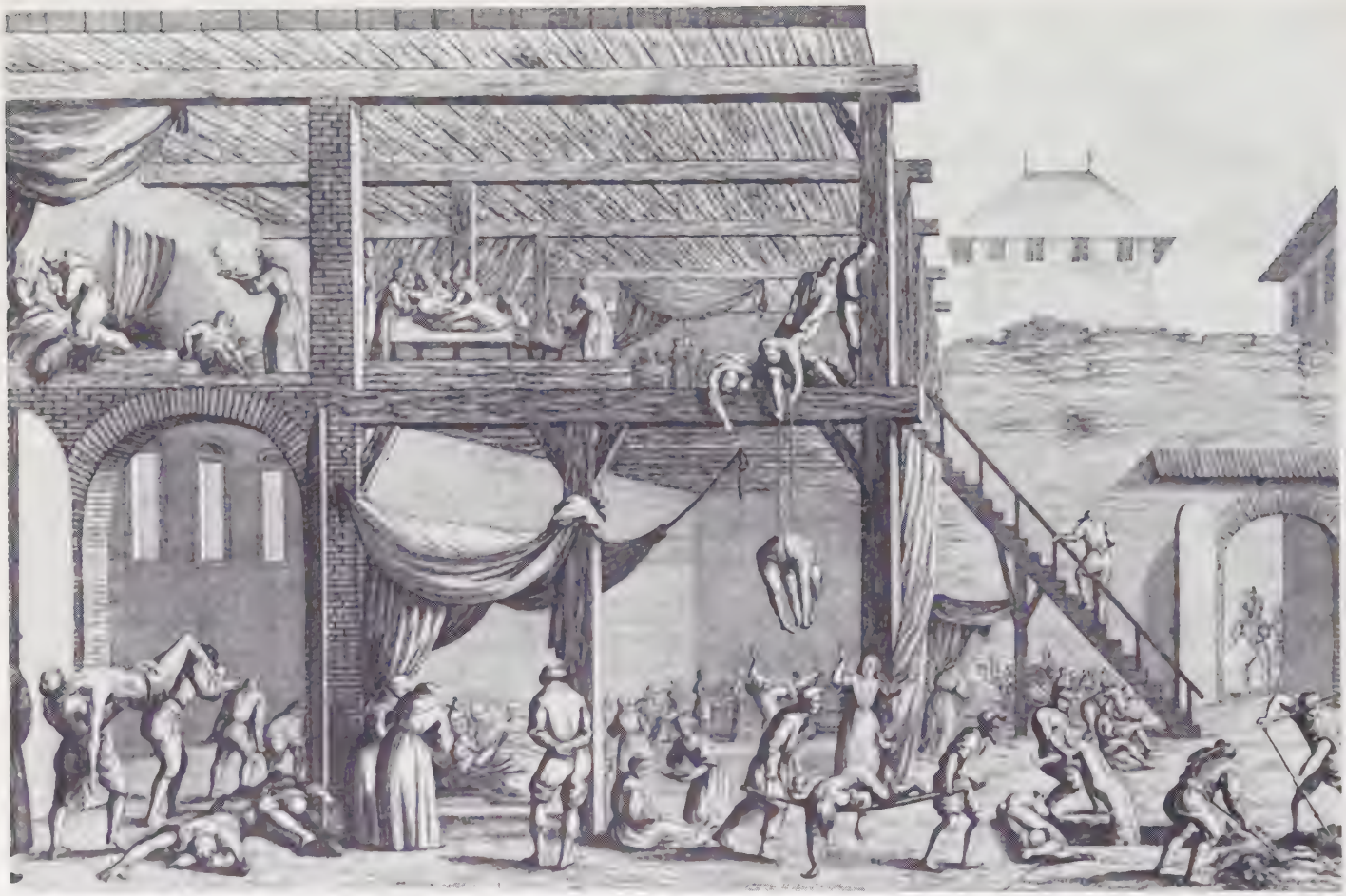
Leopold, der Barockkaiser, schuf die Kaiserstadt Wien.

1660 eroberten die Türken Großwardein. Der Kaiser bestimmte die 12 000 Gulden, die die Prager Juden für die Bestätigung ihrer Privilegien zahlten, zum Erweiterungsbau der Hofburg. Montecuccoli mußte sich, nicht zuletzt aus Geldmangel, vor den Türken zurückziehen. „Alles was liebet, ist voll Schmerzen", komponierte Leopold, ein hervorragender Musiker.

1664 schlug Montecuccoli den Großvezier Achmed Köprili bei St. Gotthard. Erster großer Türkensieg. Die Verfolgung des geschlagenen Feindes unterblieb wegen des schlechten Zustands der Armee. Leopold beklagte sich bitter über die Säumigkeit der italienischen Steinmetzen und Freskomaler auf der Hofburgbaustelle. Türkenlouis drohte mit dem Rücktritt, sollte im Gefolge der Judenaustreibung die Hofkammer selbst Oppenheimers Agenden übernehmen.

1690, für den Einzug seines zum Römischen König gewählten Sohns Josef, ließ Leopold den Johann Bernhard Fischer von Erlach zwei gigantische Triumphbogen errichten. Im selben Jahr ging Belgrad verloren. Der Kaiser erhob den böhmischen Geiger Ignaz Biber, den er dem Salzburger Erzbischof abgeworben hatte, in den Adelsstand. Bei Oppenheimer hatte er dreieinhalb Millionen Schulden.

1695 wurde, ebenfalls nach Fischer von Erlachs Plänen, der Bau von Schönbrunn begonnen. 1698 schenkte der Kaiser dem Prinzen Eugen ungarische Landgüter im Wert von 80 000 Gulden. (Vergleichsweise zahlte ein Bauer damals durchschnittlich 20 Gulden Steuer im Jahr.) Eugen ließ sich ein Winterpalais in der Himmelpfortgasse errichten, den Türkenkrieg konnte Leopold ihn wegen Geldmangels nicht fortsetzen lassen; 1699 mußte der wenig günstige Friede von Karlowitz



Pestspital 1670 (oben) und Neubau des Allgemeinen Krankenhauses in Wien, 1976.

geschlossen werden. (Die Schuldenlast bei Oppenheimer hatte sich verdoppelt.) Der Kaiser holte Johann Lucas von Hildebrandt aus Genua als zusätzlichen Hofingenieur nach Wien. Sein Leibkomponist Antonio Draghi brachte in 30 Dienstjahren (= Kriegsjahren) etwa 170 Opern zustande. Die zweite Ehefrau, Kaiserin Claudia Felicitas, mit dem Kaufmannsblut der Mediceer in den Adern, ließ den Hofdichter Niccolò Minato das Textbuch für die Draghi-Oper „Die Laterne des Diogenes" als bitterböse Kritik an der Hof- und Staatsführung schreiben. Der Kaiser war so begeistert, daß er eine Arie hineinkomponierte. Als er 1705 starb, hinterließ Leopold 200 eigene Kompositionen (die heute noch gespielt werden), unter Johann Joseph Fux eine Hofkapelle mit 140 festbesoldeten Musikern, 65 Millionen Staatsschulden und das von Maximilian erträumte Donaureich von Schlesien bis an die Adria, von Böhmen bis Siebenbürgen.

Das Haus Oppenheimer war schon in den Konkurs getrieben.

Im Krieg gegen Frankreich („Spanischer Erbfolgekrieg") verlor Leopolds Sohn Karl

(später der Sechste) Spanien, dafür gewann die Monarchie Neapel und Sizilien, Mailand und Belgien. Wien gewann einen neuen Schub habsburgtreuer spanischer Edelleute, die sich rund um den Kaiserhof niederließen. Die Briten zahlten die Subsidien für die kaiserliche Kriegsführung gegen Frankreich über eine venezianische Bank direkt an den Prinzen Eugen aus, um das Geld vor dem Zugriff des Hofes zu bewahren.

„Die Armee zog stets unvorbereitet ins Feld, sie selbst mußte förmlich immer erst aus dem Boden gestampft werden. Der Wiener Hof, der mit geringen Ausnahmen stets einen stark geistlichen Zuschnitt hatte, besaß für alles mögliche Geld — für die Kirche, für prachtvolle Bauten, für die kostbarsten Theatervorstellungen und für die Musik, aber niemals für die Armee." (So der Wiener Historiker Viktor Bibl 1955.)

Als Samuel Oppenheimers Schwiegertochter 1723 aus Wien ausgewiesen werden sollte, rechnete sie Karl VI vor, daß ihre Familie seiner Familie im Verlaufe von 44 Jahren über 100 Millionen Gulden verschafft hatte. Adel und Klöster flüchteten in die Sachwerte: Bevor sie dem Kaiser ihr Geld gaben, bauten sie lieber Schlösser, Paläste, Kirchen und Klöster.

Ob der historisch nachweisbare Sackpfeifer Marx (= Marcus) Augustin wirklich jener Glückspilz war, der betrunken in einer Pestgrube landete und zwischen Leichen seinen Rausch ausschlief, ist bedeutungslos für den Sinn der Geschichte: Von der Katastrophe des Jahres 1680, bei der die Pest in Wien 50 000 Todesopfer gefordert haben soll, blieb als Erinnerung ein feuchtfröhlich musizierender Nationalheld. Symbolfigur einer Stadt, die im Verlaufe der Jahrhunderte in alle möglichen Pestgruben fiel und immer wieder herauskam. Und bis heute ist die populärste Figur der Türkenbelagerung von 1683 jener Türkisch-Dolmetsch Georg Franz Kolschitzky geblieben, weil er — einer hartnäckigen Legende nach — für seine mutigen Kundschafterdienste die erste Wiener Kaffeehauskonzession erhielt.

Der kunstbegeisterte Leopold I holte nicht nur italienische Musiker, sondern auch den italienischen Seidenweber Bratti nach Wien. Sein Sohn Karl VI finanzierte nicht nur den Literaten Zeno, sondern privilegierte auch den Tafterzeuger François Dunant aus Genf und den französischen Porzellanhersteller Du Pasquier, der die Wiener Manufaktur gründete. Er subventionierte eine Schule für Spitzenklöpplerinnen nach belgischem Vorbild, und Weber aus Schwaben kamen als erste „Bandelkramer" in das Waldviertel. In Wiens Straßen verkauften italienische Salamutschi-Händler ihre Würste, slowakische Rastelbinder ihr Geschirr, Kroatinnen holzgeschnitztes Spielzeug, Schlesier ihre Leinwand, Balkanesen ihre Tabakspfeifen. Der Lothringer General Graf Marcy ließ die Sümpfe des Banats trockenlegen und italienische Bauern Reis anpflanzen.

Das Donaureich war groß und reich genug, um alles zu besitzen, wie schon Hörnigk es behauptet hatte, und seiner Hauptstadt alles zu liefern. Menschen und Waren. Der Staat war stets am Rande des Bankrotts, sein Zentrum zog trotzdem magnetisch an. Feldherren und Fabrikanten, Musiker und Geldverleiher, Handwerker und Hausierer. Vielleicht deshalb, weil Wien bis dahin keine eigene nationale Lebensform ausgeprägt hatte, nahm es von den Importen das Brauchbare und verband es zu seiner spezifischen Kultur, die schließlich nicht deutsch, nicht spanisch, nicht italienisch, nicht französisch war, sondern europäisch. Der eher robust-rustikale Typus des österreichischen, böhmischen, ungarischen, kroatischen Edelmanns nahm dem Spanischen die Steifheit, dem Italienischen das Pathos, dem Französischen die Geziertheit.

Der Wiener Begegnungsraum war keines-

Die Welthauptstadt des Barocks: Prospekt der Innenstadt Wiens um 1740 von J. H. Delsenbach.

wegs elitär, auf Hofburg und Paläste beschränkt. Die Generale brachten ihre Pferdeknechte, die Prinzessinnen ihre Näherinnen und Zofen, die Kaufleute ihre Ladenschwengel, ungarische Magnaten ihre Kutscher, böhmische Grafen ihre Köchinnen mit. Die Vorstadt nahm vom spanischen Zeremoniell die Grandezza, vom französischen Prunk die Lebensfreude, von der italienischen Harmonie die Beschwingtheit. Der spanische Handkuß für die Damen „bürgerte" sich im buchstäblichen Sinn des Wortes ein ebenso wie der Adelsstolz.

Noch Jahrhunderte später sagte der Briefträger zur Hausmeisterin „Küß d'Hand", und sie titulierte ihn mit „Herr von . . .".

„Der Charakter des Volkes ist vortrefflich. Er hat sich in allen jenen Eigenschaften bewährt, welche Lob und Bewunderung abnöthigen. Ohne Zweifel wirken Eigenheiten des Stammes, dem die Wiener entsprossen, mit klimatischen Verhältnissen zusammen und bestimmen seine physische Anlage. Lebhaften Temperaments, ist er leicht erregbar, gewandt und behend, von wenigen Worten rasch zur Handlung schreitend. Mit Leichtigkeit faßt er die Dinge an, und mit heiterer Energie führt er sie durch."

(Aus: Wien und die Wiener, historisch entwickelt und im Verhältnisse zur Gegenwart geschildert von Matthias Koch, Karlsruhe 1842.)

Papst Pius VI kam 1782, um die Herrschaft der Kirche und des Klerus vor dem Josefinismus zu retten.

Sechs Der Schauplatz

„Niemals sind ohne Zweifel wichtigere und verwickeltere Fragen inmitten so vieler Festlichkeiten verhandelt worden. Auf einem Balle wurden Königreiche vergrößert oder zerstückelt, auf einem Diner eine Schadloshaltung bewilligt, eine Verfassung auf der Jagd entworfen, und bisweilen brachte ein Bonmot, ein glücklicher Einfall einen Traktat zustande, den zahlreiche Konferenzen und geschäftiger Briefwechsel nur mit Mühe zum Abschluß hätten bringen können. Auf die Trockenheit, die Zähigkeit der Diskussionen folgte wie durch Zauber bei allen Verhandlungen die höflichste Form und jene Pünktlichkeit, welche noch eine wichtigere Höflichkeit ist, aber leider so oft vernachlässigt wird. Die außerordentlichen Kuriere durcheilten in einigen Minuten den Raum, welcher ein Kabinett von dem andern trennte, und brachten, der langsamen deutschen Geschäftsgewohnheit zum Trotze, auf entscheidende Fragen die abschließenden Antworten zurück."

(Graf de la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses 1814 bis 1815, Ausgabe von Gustav Gugitz, 1912.)

Der Turmstadt aus Beton, Stahl und Glas am linken Donauufer Wiens — dort, wohin bis zu ihrem Einsturz am 1. August 1976 die Reichsbrücke führte — wird der Name UNO-City bleiben, auch wenn die UNO nicht alle der 3000 Schreibtische benötigen sollte.

Inhalt des Begriffs: weltweite Begegnung (was über die tatsächliche UNO-Wirksamkeit von heute Ausdruck von Sehnsüchten und Hoffnungen für die Zukunft ist).

Der Fremdenverkehrswerbung liebstes Wort ist „Kongreßzentrum".

Der Kongreß (im UNO-Sinne) wurde in Wien erfunden. (1814 bis 1815.) Statt dem Diktat der Sieger das Gespräch unter Gleichberechtigten zur Wiederherstellung des Friedens nach einem Krieg. Es hat seinen Grund, daß die Pariser Friedensverhandlungen von 1919 und die Potsdamer Gespräche von 1945 nicht als „Kongresse" in den Geschichtsbüchern stehen. Der Kongreß von heute begreift sich nicht nach, sondern statt Kriegen. (Zur Bewahrung des Friedens, am Beispiel der SALT-Gespräche zur Rüstungsbeschränkung demonstriert.)

Die Reichsbrücke hat oft ihren Namen gewechselt, von der Reichsstraßenbrücke über Kronprinz-Rudolf-Brücke und Reichsbrücke zur Brücke der Roten Armee wieder zur Reichsbrücke zurück. Am Reichsgedanken haftet der Machtbegriff. Die neue Brücke, die zur UNO-City führen wird, sollte Kongreßbrücke genannt werden.

Das Reich (das „in sich ruhende Donaureich") schien so, wie es sich in der Epoche der europäischen Großmachtkämpfe verstand, oft genug am Ende. Am deutlichsten nach 1740, nach dem Tod Karls VI, dem eine junge Frau folgte, Maria Theresia, mit dem Herzog Franz Stephan von Lothringen verheiratet; Beginn der Dynastie Lothringen.

„Das Volk der Hauptstadt war zaumlos und schwierig und alles in Zerrüttung", beschwerte sich Maria Theresia. Das Volk

randalierte vor den Palästen. Die Politik der „Pragmatischen Sanktion" schien in Frage gestellt, jene Politik internationaler Anerkennung weiblicher Erbfolge im Hause Österreich, der Karl VI jahrzehntelang so große Opfer gebracht hatte. Nun wiederholte sich das Schauspiel vergangener Jahrhunderte: Erbverträge waren nur so haltbar wie die Armeen stark. Die kaiserliche Armee war (bei leerer Kasse) schwach. Der Preuße Friedrich marschierte in Schlesien ein, der Bayer Karl Albert in Böhmen; die Kurfürsten wählten ihn 1742 zum Römischen Kaiser Karl VII; München wurde Kaiserstadt. Der barocke Leopold hatte zu Beginn seiner Herrschaft alles Geld in die Zubauten zur Hofburg gesteckt; besorgt, daß die Münchner Residenz der Wittelsbacher sein Wien an Pracht übertrumpfen könnte.

Nun trieben Enttäuschung, Erbitterung, Zukunftsangst die Wiener zu Straßentumulten; sie wollten nicht zu Provinzlern absinken, schon gar nicht zu bayrischen Provinzlern. Anno Domini 1740. 1780, als Maria Theresia starb, war Wien die Kaiserstadt wie zuvor; das bayrische Zwischenspiel hatte knappe drei Jahre gedauert, ihr Sohn Josef war Römischer Kaiser; Josef II.

Österreichischer Erbfolgekrieg, englisch-französischer Krieg, Siebenjähriger Krieg. England hatte Frankreich nicht siegen lassen; Frankreich und Rußland hatten Preußen nicht siegen lassen, zumindest nicht total. Gleichgewicht war die große politische Entdeckung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Noch so große Macht einer Nation hatte den Frieden nicht erhalten können, vielleicht vermochte ihn das Gleichgewicht im europäischen Kräftespiel zu bewahren; Frieden war letztlich der ewige, allumfassende Wunschtraum (bis heute, bis zum „Gleichgewicht des Schreckens" der Supermächte).

Das europäische Gleichgewicht erforderte das Überleben eines Donaureiches. Damit aber wurden die großen europäischen Entscheidungen nach Wien verlegt. Der Begegnungsraum der Völker und Kulturen wurde zum Treffpunkt der Entscheider.

Papst Pius VI kam 1782 nach Wien; ein einmaliger Vorgang; man könnte die Reise eine Pilgerfahrt nennen, fast einen Bittgang. Kaiser Josef II sollte die Gesetze zurücknehmen, die die Kirche dem Staat unterstellten. Der Papst erreichte nichts; bei allem Prunk des Empfangs, wie Wien ihn wahrscheinlich seit der Kinderhochzeit von 1515 nicht mehr erlebt hatte. Die Entmachtung des Klerus, das war nur ein Teil dessen, was heute Josefinismus heißt. Die Größe des österreichischen Barocks bestand mit dem Josefinismus die erste gesellschaftliche Revolution des Maschinenzeitalters unblutig schon lange vor der großen, blutigen Französischen Revolution. Maria Theresia und Josef II: Rechtsstaat und Toleranzstaat.

„Justitia regnorum fundamentum" ließ Maria Theresias Enkel, der Kaiser Franz, als seinen Leitspruch auf die Fassade des äußeren Burgtors setzen: Gerechtigkeit ist die Grundlage der Königreiche.

Das achtzehnte, das Jahrhundert des Hochbarocks und der Aufklärung, darf Österreichs großes, das neunzehnte muß Österreichs entscheidendes Jahrhundert genannt werden. (So Hanns Leo Mikoletzky.) Die entscheidende zweite (national-soziale) gesellschaftliche Revolution bestand die Monarchie im 19. Jahrhundert nicht mehr.

Ob Wien das „in sich ruhende Donaureich" erhalten konnte oder nicht, davon hing Europas Gleichgewicht ab. Als Wien diese Aufgabe nicht mehr zu bewältigen vermochte, brachte der Erste Weltkrieg das Gefüge des alten Europa zum Einsturz. Ein neues, in sich ruhendes Europa ist bis heute nicht gefunden.

US-Präsident John F. Kennedy kam 1961, um im Gespräch mit Chruschtschow den Weltfrieden zu retten.

Um das europäische Gleichgewicht: Ost-West-Konferenz 1974 (oben), Wiener Kongreß 1814/15 (rechts).

Napoleon kam 1805 zum ersten, 1809 zum zweiten Male nach Wien. Beide Male bezog er als Sieger über die österreichische Armee Quartier in Schönbrunn. Er wohnte im Kaiserschloß, aber den österreichischen Kaiser gab es, wenn auch flüchtig, immer noch. Der Sieger spürte, daß alle seine Siege unvollkommen blieben, solange es Österreich gab. Wien war Napoleon unheimlich. Das 1809 versuchte Attentat spielte dabei nicht die Hauptrolle. Der Attentäter war kein Wiener, sondern der aus Naumburg geflüchtete deutsche Kaufmannsgehilfe Friedrich Gottlieb Staps. Viele Wiener riefen „Vivat", wenn sie Napoleons ansichtig wurden. Man sagte ihnen vorher und später nach, daß sie sich charakterlos noch an jeden Eroberer angebiedert hätten. (Auch Arthur Schnitzler sagte es in seinem „Jungen Medardus".) Hinter der scheinbaren äußeren Würdelosigkeit verbarg sich

L'CONGRÈS DE VIENNE

Noms des Ministres

L'CONGRÈS DE VIENNE

der Verlust des leidenschaftlichen Gefühls, hassen zu können. Eine Stadt, die durch die Jahrhunderte der Treffpunkt von Zuwanderern war, mußte ganz einfach ein Gefühl für Gleichgewicht — auch der Empfindungen — entwickeln.

An die Stelle des europäischen Gleichgewichts wollte Napoleon eine neue Ordnung setzen, die allerdings nur die Neuauflage einer alten war: statt „Pax Romana" nunmehr „Paix Française". Daran ist Napoleon gescheitert, und so hat, im höheren Sinne, Österreich überlebt.

Auf die Politik des Gleichgewichtsstörers folgte die Politik des österreichischen Staatskanzlers Clemens Wenzel Fürst Metternich. (Rheinländer, zugewandert!) Über drei Jahrzehnte lang, bis zu seinem Sturz in den Revolutionstagen 1848, wurde er der Kutscher Europas genannt. „Die Stabilität beruhte im allgemeinen nicht auf dem Streben nach Frieden, sondern auf einer allgemein anerkannten Legitimität. Legitimität darf man in diesem Zusammenhang nicht mit Gerechtigkeit verwechseln. Sie will nichts anderes sagen als ein internationales Übereinkommen über das Wesen brauchbarer Arrangements und über erlaubte Ziele und Methoden der Außenpolitik. Sie schließt in sich ein, daß alle Großmächte im großen und ganzen eine bestimmte internationale Ordnung respektieren . . . Eine legitime Ordnung schließt Konflikte nicht aus, begrenzt aber deren Zielsetzung . . . Diplomatie im klassischen Sinn als Mittel, Differenzen durch Verhandlungen zu bereinigen, ist nur im Rahmen ‚legitimer' Ordnungen möglich."
So umriß Henry Kissinger Metternichs Außenpolitik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und verriet damit zugleich, wie er selbst auch noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Erhaltung des großen Friedens zwischen den Supermächten — trotz „kleiner" Kriege kleiner Staaten — betrachtet wissen möchte.

Das „legitime" Ordnungsprinzip widerspricht, zugegeben, oft genug der Gerechtigkeit. Könnte diese Gerechtigkeit aber von den bekehrungswütigen Missionaren hergestellt werden, die im politischen Religionskrieg unserer Tage (zwischen Demokratie und Totalitarismus) nach Feuer und Schwert rufen? (Statt Bannflüchen und Ketzerverbrennung Panzer und Atombomben.)

Dem Ordnungsprinzip allerdings scheint jenes Konzept nahezukommen, mit dem von Wien aus in den letzten Jahren eine aktive Außenpolitik des Gewichtsausgleichs an der Begegnungslinie der beiden gesellschaftlichen Weltreligionen betrieben wird. „Differenzen durch Verhandlungen zu bereinigen", schrieb Kissinger mit Blickrichtung auf die Metternich-Politik. Metternichs europäisches Gleichgewicht sollte Österreich am Leben erhalten.

In einer gar nicht so sehr veränderten Welt, wie man mitunter glauben könnte, versteht sich eine solche Verhandlungspolitik als Selbsterhaltungstrieb für ein kleines Land.

„Der gute Wiener Kongreß", polterte der deutsche Generalfeldmarschall Fürst Blücher, „gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo ein jeder sein Vieh hintreibt, es zu verkaufen oder zu vertauschen." Ein siegreicher Feldherr konnte wohl nicht verstehen, daß man die besiegten Franzosen gleichberechtigt mitverhandeln ließ. Daß man sich ihrer langsam-zähen Konferenztaktik anpaßte, statt einen schnellen Frieden einfach zu diktieren. Der damals schon achtzigjährige Feldmarschall Fürst Karl de Ligne drückte seine Empfindungen in dem berühmt gewordenen Satz aus: „Le congrès ne marche pas, il danse!" Der Kongreß tanzt.

Metternich wollte keinen schnellen, sondern einen langen Frieden. Sein Gleichgewicht der europäischen Mitte hielt ein Jahrhundert, bis zum Ersten Weltkrieg.

Nach diesem Krieg, an den Verhandlungstischen von Versailles, St-Germain und

Trianon, setzten sich dann die Blücher ihrer Zeit (der französische Ministerpräsident Georges Clemenceau und der alliierte Oberbefehlshaber Maréchal Ferdinand Foch) gegen den US-Präsidenten Woodrow Wilson durch, der mit den Friedensverträgen von 1919 noch mehr erreichen wollte als Metternich: Nicht nur Legitimität (durch den Völkerbund), sondern auch noch Gerechtigkeit (durch das Selbstbestimmungsrecht der Völker).

Statt des Gleichgewichts kam wieder die Macht ins Spiel. So hielten die Friedensschlüsse auch nur zwanzig Jahre (bis Hitlers Weltkrieg II).

Philipp Wilhelm von Hörnigks „Österreich über alles, wenn es nur will" war ökonomisch gedacht, auf die wirtschaftliche Autarkie im Donaubereich bezogen. Von dem tschechischen Historiker František Palacký stammt der (vielfach variierte) staatspolitische Ausspruch, daß man Österreich erfinden müsse, wenn es Österreich nicht schon gäbe.

„Und jetzt, Raab — jetzt noch d'Reblaus, dann sans waach!"
(H. E. KÖHLER, „Simplicissimus", April 1955)

Österreichisches Schicksal in der Karikatur: Wiener Kongreß 1814/15 (oben) und Moskauer Staatsvertragsverhandlungen 1955 (unten).

Gemütlich war Wien nicht immer; die Wiener gingen oft genug auf die Barrikaden (oben: 1848, unten: 1927).

Sieben Der Anziehungspunkt

„Es ist Mein Wille, daß die Erweiterung der inneren Stadt Wien mit Rücksicht auf eine entsprechende Verbindung derselben mit den Vorstädten ehemöglichst in Angriff genommen und hiebei auch auf die Regulierung und Verschönerung Meiner Residenz- und Reichshauptstadt Bedacht genommen werde. Zu diesem Ende bewillige Ich die Auflassung der Umwallung und der Fortifikationen der inneren Stadt sowie der Gräben um dieselbe."

(Handschreiben des Kaisers Franz Joseph an den Innenminister Alexander Freiherr von Bach, Weihnachten 1857.)

Im Revolutionsjahr 1848 ist Metternich nicht mit seiner Außenpolitik, sondern mit seinem innenpolitischen System gescheitert. In den 33 Friedensjahren seit dem Wiener Kongreß blieb die Zeit ungenützt, um die sozialen und die nationalen Probleme der Völker zu lösen, damit das Donaureich weiter „in sich ruhen" konnte.

Als František Palacký in der ersten Phase der Achtundvierziger-Revolution seinen berühmt gewordenen Ausspruch tat, meldete er sich nicht als Schwarz-Gelber um jeden Preis zu Wort. Er attackierte den hochkommenden Nationalismus: den Großdeutschen ebenso wie den Panslawischen, die beide das übernationale Donaureich sprengen wollten. Er hielt es für unersetzbar, wenn das Gleichgewicht im mittel-, ost- und südosteuropäischen Raum bewahrt werden sollte.

1909 sagte ein anderer Tscheche, der damalige Reichsratsabgeordnete Thomas G. Masaryk: „Österreich muß ein Reich werden, nicht eine Politik der Magyaren, nicht eine Politik der Tschechen und so fort darf getrieben werden, sondern, wenn das Reich als Ganzes etwas Organisches sein will, so müssen wir Reichspolitik machen . . ."

Ein Jahrzehnt später war dieser Thomas G. Masaryk Präsident einer tschechoslowakischen Republik; ein Donaureich gab es nicht mehr. Nicht Reichspolitik, sondern die Politik der „staatstragenden" Nationen war getrieben worden; in der österreichischen Hälfte deutsche Politik mit wenig Rücksicht auf Italiener in Triest und Welschtirol, auf die Tschechen in Böhmen und Mähren, auf die Polen und Ruthenen in Galizien und der Bukowina; in der ungarischen Reichshälfte ganz ohne jede Rücksicht auf Slowaken, Kroaten, Serben, Rumänen.

In diesen Jahrzehnten, als sich das Gefüge der Monarchie zu lockern begann, die Nationen abbröckelten, zogen Angehörige aller dieser Nationen in einem schier unversiegbaren Menschenstrom in das Zentrum.

Wien: Ziel aller Hoffnungen und Träume. Bei Karls VI Tod, 1740, zählte die Hauptstadt 170 000 Bewohner, zu Beginn der Ringstraßenzeit 450 000, ein halbes Jahrhundert später an die zwei Millionen.

Wien: Bis zum Wiener Kongreß kamen die Deutschen vor allem aus den kleinen westdeutschen Ländern in die Stadt, die der letzte

Opfer des Freiheitskampfes: Erschießung Messenhausers 1848 (oben), Verhaftung von Schutzbündlern 1934 (rechts).

Hort des Widerstands gegen Napoleon schien. Wien schluckte sie mit Haut und Haar, zum beiderseitigen Vorteil: die Malerfamilie Alt aus Frankfurt ebenso wie später den Elberfelder Buchbindersohn Karl Ludwig Bruck, der den Triester Lloyd gründete und der dann als Freiherr von Bruck Franz Josephs Handelsminister wurde, und zuletzt noch den Sachsen Friedrich von Beust, der 1866 als Landflüchtiger kam und den der Kaiser zum Grafen und Reichskanzler machte.

Wien war der Schauplatz der Entscheidungen, auch für Revolutionen; als sie 1848 anderswo schon zusammengebrochen waren, hielten die aufständischen Wiener noch die Barrikaden; Karl Marx war da, der polnische Revolutionsgeneral Joseph Bem war Stabschef des Verteidigers Wenzel Messenhauser (aus Proßnitz in Mähren), der Kölner Robert Blum starb im Wiener Stadtgraben vor einem Hinrichtungskommando.

Für die Kaiserstadt, in die der neunzehnjährige Franz Joseph nach dem militärischen Sieg über die Revolution einzog, galt wieder Maria Theresias hundert Jahre alter Stoßseufzer: „Das Volk der Hauptstadt war zaumlos und schwierig und alles in Zerrüttung." Daß dieses selbe Wien zwei Dezennien später den imperialen Glanz der Ringstraßenepoche produzierte, konnte nur den oberflächlichen Betrachter verblüffen. Elf Jahre nach dem kaiserlichen Handschreiben an den Innenminister, das den Abbruch der Basteien bewilligte, wurde als erster Prunkbau der neuen

A60-958 WK

Ringstraße, die Hofoper, eröffnet. Dazwischen hatte die Monarchie zwei Kriege verloren (1859 und 1866), zwei Königreiche (die Lombardei und Venetien) und den letzten Einfluß in Deutschland eingebüßt.

Der Stadt merkte man es nicht an. Sie tanzte den (1867 uraufgeführten) Donauwalzer. Ludwig August Frankl mochte die ringstraßentanzenden Wiener damals ein „elendes Gesindel" nennen, doch die Stadt tanzte nicht nur, ebensowenig wie der Kongreß nur getanzt hatte. 1873 spiegelte die Wiener Weltausstellung unter dem Dach der neuerbauten Rotunde im Prater das Warenangebot und den industriellen Arbeitsnachweis einer Weltstadt. Hinein in das Jubelfest der Weltausstellung platzte der „Schwarze Freitag" des Börsenkrachs, Taufpate aller späteren Zusammenbrüche.

Der Kaiser hatte die Fürsten Europas nach Wien geladen, um ihnen auf dem Rotundengelände die auch durch zwei verlorene Kriege ungebrochene Lebenskraft seines Reichs zu demonstrieren. „Österreich über alles, wenn es nur will." — „Man treibt einen schrecklichen Luxus", klagte die Hofdame Marie Gräfin Festitits in ihrem Tagebuch, „man wird förmlich geblendet, so viele Brillanten, Perlen, Spitzen sind etabliert."

Die ausländischen Fürstlichkeiten wurden beim Börsenzusammenbruch Zeugen eines schrecklichen Endes, aber es war nur das Ende der neureichen Spekulation. Der Ringstraßenbau ging weiter. Symbol der echten und deshalb überlebenden Wirtschaftskraft.

Der Wettbewerb zur Stadterweiterung hatte 426 Architekten aus ganz Europa auf den Plan gerufen. In Wien mußte man einfach dabei sein, wenn das größte städtebauliche Vorhaben des Jahrhunderts in Szene ging:

Alle öffentlichen Gebäude (von einer neuen Hofburg bis zu einer neuen Börse, vom neuen Parlament bis zur neuen Universität, vom neuen Rathaus bis zu neuen Theatern und neuen Museen) sollten wie Perlen an der Kette einer einzigen neuen Ringstraße um den alten Stadtkern aufgefädelt werden. Zwar nicht an Umfang, aber an architektonischer Bedeutung übertraf solcherart das Wiener Konzept bei weitem die Pariser Stadterweiterung des Barons Hausmann mit ihren „Grand Boulevards". Der letzte monströse Komplex, das Kriegsministerium (heute Regierungsgebäude), wurde 1913 fertiggestellt. (Baukostensumme für die öffentlichen Gebäude: 220 Millionen Friedenskronen.) Unter den Preisträgern des ersten Wettbewerbs waren nur zwei gebürtige Wiener: die späteren Opernbaumeister August von Siccardsburg und Eduard van der Nüll. Die beiden anderen stammten aus Bayreuth: Ludwig Förster und Friedrich Stache. Daß der Däne Theophil von Hansen Parlament und Börse baute, der Hamburger Gottfried Semper Hofburg, Hofmuseen und Burgtheater, der Württemberger Friedrich von Schmidt das Rathaus, das alles fiel ebensowenig ins Gewicht wie die heute vielleicht verblüffende Tatsache, daß der Kaiser einen ehemaligen sächsischen Minister zu seinem Reichskanzler wählte.

Das Klatschblatt „Hans-Jörgl" triumphierte: „Wien wird endlich das werden, was es schon längst sein könnte! Deutsch-Paris, damit die Deutschen nicht mehr dorthin laufen brauchen, wenn sie eine Weltstadt sehen wollen." Den kleinmütigen Kritikern allerdings war alles zu teuer.

Wien war international, nicht nur nach außen, sondern auch für sich selbst. Der Fremde fühlte sich nicht fremd, weil er nicht für fremd genommen wurde. Wien hatte nicht die Empfindung, in dem Zustrom unterzugehen. Es schluckte die Menschen und verdaute sie. Wie das Barock-Wien ist die 2-Millionen-Stadt an der Jahrhundertwende undenkbar, wollte man sie nicht als Begegnungsraum sehen. In Wien konnte jeder alles werden, ohne Rückfrage nach der Nationalität.

Der Kaiser holte nicht nur seine Minister aus allen Ländern der Monarchie (und nahm auch an Juden keinen Anstoß, wenn sie sich nur taufen ließen), er bezog auch die Opposition, woher er sie bekam: den Dr. Victor Adler aus Prag, den Dr. Karl Renner aus Untertannowitz in Mähren. Der kaiserliche Oberst und spätere Bundespräsident Theodor Körner kam aus Komorn in Ungarn. Nicht, daß sie kamen, war die Wiener Besonderheit, sondern daß sie blieben. Der Journalist Theodor Herzl, Begründer des Zionismus, und der Arzt Ignaz Semmelweis, der „Retter der Mütter", kamen aus Budapest. Sigmund Freud stammte aus Mähren, der Fabrikant und Erfinder des Spinnens von Gummifäden, Johann Nepomuk Reithoffer, ebenfalls. Karl Kraus, Franz Kafka, Franz Werfel: aus Böhmen. Den Möbelfabrikanten Michael Thonet hatte schon Metternich aus dem Rheinland geholt. Johannes Brahms war Hamburger; Ödön von Horváth war Ungar aus Triest.

Der Weltuntergang von 1918 hinterließ keinen Bruch. New York, London, Paris wurden Emigrantenstädte, in denen ein Heer von Heimatlosen von der Rückkehr träumte. Die neuen Wiener, die der Glanz der imperialen Stadt angelockt hatte, fühlten sich nun, da ihre Geburtsorte Ausland geworden waren, keineswegs als Emigranten, sondern in ihrer wahren geistigen Heimat.

In diesem Jahr 1918 verlor die Stadt das Reich rundum; sie büßte den Glanz aristokratischer Hofhaltung, die machtpolitische Weltgeltung und den Wohlstand des Wirtschaftszentrums gleichzeitig ein. Das große österreichische Welttheater war eingestürzt, das Publikum hatte sich verlaufen, aber das Ensemble spielte sein Repertoire in schäbig gewordenen Kulissen weiter.

Das böse Wort vom „Wasserkopf" kam auf. Was Hörnigk einst ökonomisch auf das ganze Donaureich bezogen hatte, galt nun geistig für Wien: Es lebte weiter als kleine Welt in sich.

Das Bildnis des imperialen Wien bis 1918 und noch über 1918 hinaus darf nicht täuschen: Die Stadt war der faszinierende Exerzierplatz der bürgerlichen Emanzipation. Jenseits der großbürgerlichen Ringstraßenpracht hatte die Stadterweiterung dem Millionenheer proletarischer Zuwanderer nur die trostlos grauen Massenquartiere der Zimmer-Küche-Wohnungen gebracht. Den märchenhaften Aufstieg der Gründerzeit hatte der jahrelange Ausnahmezustand gegen Anarchistenkrawalle, Hungerdemonstrationen und Gewerkschaftsgründungen beschützen müssen. Dann tobte sich die Lebensangst des Kleinbürgers vor dem Großkapital im Antisemitismus aus.

Der „Tschusch" als Fremdkörper wurde erst später erfunden.

Mit dem Jugendstil der Jahrhundertwende kam Joseph Olbrich aus Troppau, den architektonischen Protest gegen die Secession brachte Adolf Loos; die Wiener Bürgerwelt schluckte und verarbeitete traditionell auch sie, nun aber schloß die Gürtellinie jenes Wien ab, dessen späte Blüte weltweit bewundert wurde wie zuvor die Ringstraßenstadt.

Der Wiener Jugendstil mit seinen kunsthandwerklichen Meisterwerken wollte „jene Demokratisierung der Güter, jene Gewinnung auch der Kunst für alle Menschen" (so Franz Glück), doch der Wunsch blieb unerfüllt. Nur die kommunalen Glanzleistungen der Jahrhundertwende, die neuen Spitäler, die Gaswerke, die E-Werke standen jenseits des Gürtels.

Die Begegnung der Nationalitäten hatte das Wien des Barocks, der Ringstraße und des Jugendstils geschaffen. Die Begegnung der Gesellschaftsklassen mußte noch folgen.

Wien brauchte noch ein halbes Jahrhundert und die Erfahrung der beiden Weltkriege dazu, um von der Weltstadt zur weltweiten Stadt zu werden.

Gegen den Ringstraßenbau wetterten die Besserwisser der Gründerzeit: Alles war ihnen zu teuer!

Gegen das Wiener Donauraumkonzept von heute wettert der Provinzialismus: Er begreift die Zusammenhänge nicht.

Frühe kommunale Wohnbauten in Wien: 1924, Reumannhof, Margaretengürtel.

Acht Januskopf II

„Österreich ist ein kleines Land,
ein bescheidenes, ein armes Land. Wir haben es versucht, auf diesem harten Boden sozialistisch zu wirken."

(Karl Seitz; aus seiner Begrüßung des Vierten Kongresses der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, Wien 1931.)

Im November 1918 blieb Wien, bis dahin Zentrum eines 55-Millionen-Reiches, als Hauptstadt eines Kleinstaates mit knappen sechseinhalb Millionen Einwohnern zurück. Die neuen Grenzen rückten den ehemaligen Mittelpunkt an den Rand. Im einstigen Schnittpunkt schnitten sich keine zwangsläufigen Durchzugswege mehr. Die imperiale Kommandozentrale hatte kein Imperium mehr zu kommandieren.

Die Millionenstadt allerdings konnte sich ihrer Größe für eine Aufgabe, die nun nicht mehr zu erfüllen war, nicht selbst entledigen. Die Ringstraße beispielsweise ließ sich nicht halbieren, um sich der neuen Landesgröße anzupassen. Wien war da, wie es nun einmal da war; nicht aus der Welt zu schaffen, ob es nun zu seiner veränderten Umwelt paßte oder nicht. Die Stadt mußte ein neues Selbstverständnis suchen, wollte sie ihre Existenz rechtfertigen.

Als Republik Österreich hinterblieb ungefähr jener Raum, den die Römer zwei Jahrtausende zuvor zwischen Raetien und Pannonien, zwischen Bodensee und Thebener Pforte zusammengeschlossen hatten.

Das Herzstück des Babenbergerstaates. Das Herrschaftsgebiet Kaiser Friedrich III. So gesehen, repräsentierte die Republik von 1918 keineswegs ein unnatürliches Gebilde.

Diese Region war der Ausgangspunkt für die Donaumonarchie gewesen. Die Geschichte kannte allerdings kein vergleichbares Beispiel, daß der frühere Sammelpunkt eines so total auseinandergelegten Großraums politisch überlebt hätte.

Der überwiegende Teil der österreichischen Bevölkerung sah in der Rückkehr zum Ausgangspunkt deshalb auch keinen neuen Anfang, sondern den Schlußpunkt hinter die eigenständige Entwicklung.

Als Karl, der letzte Habsburg-Lothringer in Schönbrunn, am Vormittag des 11. November 1918 die Verzichtsurkunde zur Unterschrift vorgelegt bekam, sagte sein Sekretär Karl Werkmann: „Wenn Deutsche, Ungarn, Polen, Tschechen und sie alle sich ihres Aufeinanderangewiesenseins wieder bewußt werden, dann werden sie den Herrscher rufen, der ihnen allein Band und Spitze sein kann. Seine Majestät möge die Genesung der Völker abwarten. Dazu hält das Manifest die Wege offen." Blickrichtung Rückkehr.

So war es gemeint, und deshalb unterschrieb Karl auch keine Abdankung, sondern einen Verzicht „auf jeden Anteil an den Regierungsgeschäften".

Schon Tage vor diesem Verzicht, am 31. Oktober 1918, hatte der sozialdemokratische Parteitag festgestellt: „Deutsch-Österreich ist, auf sich selbst gestellt, kein wirtschaftlich lebensfähiges Gebilde." Das war nicht nur die sozialdemokratische, das war die allgemeine Meinung in einem Staat, den keiner wollte, weil niemand an seine dauernde Existenz zu glauben vermochte.

Der neue Humanismus in der Architektur: Karl Marx-Hof in Wien, Musterbeispiel kommunalen Wohnbaus.

Vor der Stadterneuerung kam die Stadterweiterung: Die Wiener Großfeldsiedlung der siebziger Jahre.

Die Schlußfolgerungen aus dieser deprimierenden Grundhaltung waren unterschiedlich. Sozialdemokraten und Nationale sahen die Rettung im Anschluß an Deutschland. Dem konservativen Lager schien ein Überleben (des ganzen Donauraums) nur in einer wiederhergestellten Welt von gestern vorstellbar.

Das janusgesichtige Österreich blickte in entgegengesetzte Richtungen, aber keines der beiden Gesichter hielt nach einer spezifisch österreichischen Zukunft Ausschau. Eine neue Staatsidee für den neuen Staat wurde gar nicht erst gesucht.

Österreicher, die 1918 geglaubt hatten, alles zu verlieren, erkannten 1938, was es noch zu verlieren gab, und sie begriffen 1945, was sie wieder gewinnen konnten.

In der Republik nach 1918, zwischen Neusiedler See und Bodensee, zwischen Thaya und Karawanken, hätte das Bundesland Niederösterreich, wie es als Kronland aus Kaisers Zeiten bestand, mit seiner Hauptstadt Wien die Hälfte des Bundesvolks im Nordosten des Staates konzentriert. Dem föderalistischen Gleichgewicht zuliebe wurden im Rest der auseinandergelegten Monarchie nun auch noch die übriggebliebene Metropole und das umgebende Land auseinandergelegt.

Der Wiener Bürgermeister ist seither der Landeshauptmann einer Stadt ohne Land, Niederösterreich ist ein Land ohne Hauptstadt.

Die Wiener Herrengasse, in der vom NÖ-Landtag bis zur NÖ-Brandschadenversicherung, vom NÖ-Landesmuseum bis zur Trachtenstube des NÖ-Heimatwerks alles auf ein paar hundert Schritt Fußweg konzentriert ist, gilt seither als Niederösterreichs heimliche Hauptstadt.

Als unheimliche Hauptstadt galt Wien nach 1918 vielen Menschen in den Bundesländern. Es wuchs der Widerwille dagegen, daß man — scheinbar — etwas erhalten mußte, was man — ebenso scheinbar — nicht brauchte. Wien wurde ein Edelstein des Anstoßes, allein schon durch sein Vorhandensein.

„Wasserkopf."

Die intellektuelle Jugend der Jahrhundertwende, Symbiose der Talente des ganzen Donauraums, war jetzt die große Generation der zwanziger und dreißiger Jahre. Hinter der kulturellen Fassade der bürgerlichen Welt, deren Überlebenskraft die Welt bestaunte, drängte sich jedoch, was der Zusammenbruch deklassiert hatte: vorzeitig pensionierte Offiziere, denen keine Soldaten mehr gehorchten; überflüssig gewordene Beamte, die keine fremden Völker mehr zu verwalten hatten; entadelte Adelige; hoflose Höflinge; Großgrundbesitzer, die die Bodenreform, Großbürger, die die Enteignung, Kleinbürger, die die Proletarisierung fürchteten.

Ein Wartesaal für politisches Strandgut. Hugo von Hofmannsthals „Schwieriger" war die literarische Sensation der Nachkriegszeit. Auf der Bühne des neu barockisierten Theaters in der Josefstadt wurde dargestellt, was in der übriggebliebenen Weltstadtdekoration des Ringstraßen-Wien zwanzig Jahre lang, bis 1938, in immer neuen Variationen in Szene ging:

„Warten auf Genesung." Jene „Genesung", die der letzte Kaisersekretär Werkmann am 11. November 1918 gemeint hatte. Ein politisches Gespensterstück. Akteure und Publikum waren jene, die an die Endgültigkeit des Zerfalls nicht glauben wollten. An die Stelle des großen, alten „Völkerkerkers" Österreich-Ungarn waren neue, kleine Nationalitätengefängnisse getreten. In den Nachfolgestaaten ließen die Aufseher den gefangenen Minoritäten Woodrow Wilsons Selbstbestimmungsrecht nicht zugute kommen. Mit den nationalen und ökonomischen Ungereimtheiten, die das auseinandergelegte Gefüge im Donauraum zurückgelassen hatte, versuchte man in den neuen Hauptstädten durch Faschismus und Halbfaschismus fertig zu werden.

Mussolini in Rom. Horthy in Budapest. Piłsudski in Warschau. Die „Eiserne Garde" in Bukarest. Eine Königsdiktatur in Belgrad.

So sah der Donauraum nach 1918 keineswegs nach endgültiger Stabilität aus. Wer daraus allerdings die Schlußfolgerung zog, die neue Ordnung sei lediglich das Produkt von Volksverhetzung und die Folge von Feindeinwirkung, der täuschte sich. Was vor sich ging, mochte die stürmischen letzten Jahrzehnte der Monarchie in milderem Licht erscheinen lassen. Die Völker aber riefen trotzdem nicht nach dem Herrscher als „Band und Spitze".

Der österreichische Bundespräsident Doktor Adolf Schärf bemerkte einmal: „Es sind schon andere Großreiche zugrunde gegangen, ohne Spuren zu hinterlassen. Von der Donaumonarchie blieb völkerverständigend nur das Gulasch, wie vom einst so mächtigen burgundischen Reich nur das Sauerkraut blieb, das anderswo weit weniger geschätzt wird als am Rhein."

Wenn Spuren auch heute noch überall zu finden sind, so besagt das keineswegs, daß Schärf mit seinem Aphorismus geirrt hätte. Es besagen nämlich solche Spuren nichts über Notwendigkeiten oder Möglichkeiten einer Wiederherstellung des eingestürzten Gebäudes im alten Stil. Es kann sich (wenn überhaupt) nur um einen völligen Neubau auf den alten Fundamenten handeln.

Der Neubau wurde in Wien begonnen. Im buchstäblichen ebenso wie im übertragenen Sinn des Wortes.

Der Staat wurde von einer bürgerlichen Mehrheit regiert. Die Erhaltung bestehender Strukturen galt als Programm. Wenn der Niedergang eine verzweifelt tief angesetzte untere Grenze nicht unterschritt, sprach man schon von Erfolg. Die Seipel-Sanierung ersetzte 1922 bis 1924 die entwertete Krone durch den wertbeständigen Schilling. Das war jener berühmte Schilling, um den man ein ebenso berühmtes Wiener Schnitzel bekam, das über den Tellerrand hängen mußte, um stilgerecht zu sein. Nur — wer hatte ihn schon, diesen Schilling? Ausgesteuerte bekamen in den dreißiger Jahren sieben Schilling wöchentliche Notstandsunterstützung. Der Schilling wurde als harter „Alpendollar" geheiligt; Symbol einer Gesellschaftspolitik, die einmal erworbenem Besitz Ewigkeitswert beimaß.

Die sozialdemokratische Rathausmehrheit machte Wien zur selben Zeit zum Experimentierfeld einer neuen Gesellschaftspolitik. Nach Franz Josephs Wien der imperialen Ringstraßenzeit, nach Luegers bürgerlich-fortschrittlichem Wien des Jugendstils begann 1923, mit dem Amtsantritt des Bürgermeisters Karl Seitz, die dritte Blüte der Stadt innerhalb eines Jahrhunderts; diesmal am Gürtel und in den Außenbezirken.

Es war das Wien der Kindergärten, der Kinderfreibäder, der Kinderübernahmsstellen. Es galt die Lehre von Julius Tandler, Universitätsprofessor und Stadtrat: Wer Kindern Paläste baut, spart Gefängnisse und Krankenhäuser.

Es war das Wien der Gemeindebauten. 60 000 Wohnungen in zehn Jahren. Das Bemerkenswerte war nicht, daß Wohnungen gebaut wurden in der Millionenstadt, in deren Geschichtsbüchern das Wohnungselend immer schon die düstersten Kapitel geschrieben hatte. Es war nicht nur das Wunder, daß überhaupt gebaut wurde in den zehn Jahren von 1923 bis 1933, in den Jahren der Bankenzusammenbrüche, des sinkenden Lebensstandards, der steigenden Arbeitslosigkeit, der weltweiten Wirtschaftskrise; in den Jahren permanenter Bürgerkriegsgefahr, in denen die Straßen der Städte widerhallten vom Marschtritt kampfbereiter Parteiarmeen.

Die Faszination des Wiener kommunalen Wohnbauprogramms ging vom gesellschaftspolitischen Aspekt der Architektur aus. Die Planung zielte auf die Gestaltung von „Höfen". Hof: Die Umbauung des freien Innenraums

als Insel der Ruhe in der Millionenstadt, als Begegnungsraum für Menschen, die nicht mehr in den Wohnwaben der Massenquartiere nebeneinander und nebeneinander her, sondern miteinander in einer Siedlungsform leben sollten, die die Dorfgemeinschaft von ehedem in die Industriewelt des 20. Jahrhunderts übertrug.

Goethe-Hof; Karl Marx-Hof; George Washington-Hof; Metzleinsthaler-Hof.

Man hat diese Höfe später, 1934, als strategisch geplante Bürgerkriegsfestungen gesehen. Wenn es auch ihr Nebenzweck war, bedarfsfalls Bahnhöfe, Brücken, Verkehrsknotenpunkte zu beherrschen, so war ihr Hauptzweck immer das Dach über dem Kopf.

Bastionen waren sie, zweifellos; als solche geplant und errichtet. Bastionen eines neuen Humanismus.

Keine dieser 60 000 Wohnungen war ohne Wasserleitung, ohne WC innen. Man mußte die Bassenahäuser der Gründerzeit kennen, um den Fortschritt zu ermessen. Der neue Stil war nicht nur eine Frage des zeitbedingten Komforts, der technischen Weiterentwicklung. Dieser neue Stil war der architektonische Ausdruck einer neuen Geisteshaltung, die sich entschlossen hatte, die Menschenwürde zu respektieren. Aus jeder einzelnen dieser 60 000 Wohnungen sprach die neue Einstellung zum Menschen, das neu formulierte Grundrecht auf eine soziale Existenz.

In den Gemeindebauten wurde der Aufstieg einer neuen Klasse verwirklicht. So muß man sehen, was in diesen Jahren der Ersten Republik in Wien vor sich ging, um zu begreifen, warum dieser kommunale Wohnbau auch noch ein ideologischer Fetisch war, als sich in der Zweiten Republik die ökonomischen Verhältnisse längst gewandelt hatten.

In den zwanziger und dreißiger Jahren offerierte der offizielle Fremdenverkehr die wehmütige k. u. k. Reminiszenz als Verkaufsschlager; mit der „Sissi" im Theater an der Wien als Höhepunkt des Stadtbummels in die Vergangenheit, und wenn vor dem „Weißen Rößl" dann noch der Kaiser Franz Joseph mit Umhängbart leibhaftig aus dem Dampfer stieg, blieb kein Touristenauge trocken.

Gleichzeitig hatte Wien ein zweites Ziel, für zukunftsorientierte Bewunderer. Sie bestaunten das neue Wien vom Gürtel stadtauswärts als Mirakel in der sonst so trostlosen Zeit der permanenten Krisen, wie ihre Großeltern einst das Ringstraßenmirakel nach den Niederlagen von Solferino und Königgrätz bestaunt hatten. Damals war die Monarchie in den Ausgleich gegangen, und die Stadt blühte auf. Nun stand die Republik vor dem Bankrott, und die Stadt blühte von neuem. Im Donauraum, zwei Jahrtausende lang Begegnungsraum unterschiedlicher Rassen, Völker und Kulturen, konnten einander die sechseinhalb Millionen Österreicher der Ersten Republik noch nicht finden. Das Zentrum Wien bot das sonderbare Bildnis einer zweigeteilten Stadt, in der zwei Welten existierten, die Blicke voneinander abgewendet. Januskopf.

Die Sozialdemokraten formten um die Gemeindebauten ihre neue Welt. Die ehedem besitz- und bildungslosen Proletarier wurden zu Menschen erzogen, die den Lebenskampf mit dem Besitz- und Bildungsbürgertum aufnehmen konnten. Arbeiteruniversität, Arbeitermittelschulen, Volkshochschulen, Volksbüchereien. Mit der Aktion „Jeder Arbeiter liest fünf Bücher jährlich" erreichten die Gewerkschaften den Verleih von 2,8 Millionen Bänden im Jahr 1932. Die Proletarier von einst wurden aus der schrecklichen Atmosphäre der Jahrhundertwende hinausgeführt, da aus den Elendswohnungen mit ihren Küchendünsten und ihrem Kindergeschrei die Flucht nur ins Wirtshaus geführt hatte. Es gehörte zur Standesehre des klassenbewußten Sozialdemokraten, beim Arbeiter-Abstinenzlerbund zu sein. Das Gasthaus wurde vom Parteiheim abgelöst, die Arbeitersängervereine ersetzten die Stammtischrunden. Rote „Naturfreunde" wanderten andere Wege als die

Mitglieder des nationalen „Alpenvereins". Sogar ein eigenes Parteitheater begann seine Spielzeit, weil die sozialdemokratische „Kunststelle" nicht nur den Besuch von Operettenvorstellungen und seichten Boulevardkomödien vermitteln wollte. Die Einigelung nahm allerdings mitunter groteske Formen an: Weil die ASKÖ-Sportler keine Fußballspiele gegen „kapitalistische" Klubs austragen wollten, konnte das Wiener Praterstadion 1931 nicht mit einem spektakulären Ländermatsch eingeweiht werden.

Lebte die bürgerliche Welt mit dem Versuch, so zu tun, als sei 1918 nicht passiert, hatte für das andere Wien das Leben erst 1918 begonnen.

Schwarz-roter Januskopf.
„Janus wird als altrömischer Gott der Tür und des Torbogens, nach außen und nach innen schauend, mit einem Doppelantlitz dargestellt", so lautet die Erklärung im Lexikon. Unter dem Torbogen von 1918 sahen beide Gesichter zunächst keine Hoffnung. Die österreichische Tür schien zugeschlagen. „Der Gott des Eingangs entwickelte sich zum Gott des Anfangs", geht die Erklärung weiter. Da die Republik der sechseinhalb Millionen nun aber einmal zum Leben verurteilt war, entschloß sich das rote Gesicht des wienerischen Januskopfs, im unabänderlichen Tatbestand die Chance für einen neuen Anfang zu sehen.

Während der zwanzig Jahre der Ersten Republik entdeckten die Nachfolgestaaten im Donauraum am österreichischen Januskopf nur die schwarze Hälfte des Doppelantlitzes: Die Kaiserstadt von einst schien ihnen der Sammelpunkt der Revisionisten, der unbelehrbar Übriggebliebenen von anno dazumal. Die Großmächte verhinderten zwar die totale Aufteilung Österreichs, aber nur so lange, wie ihre eigene Gleichgewichtskonstruktion sich in Mittel- und Südosteuropa halten ließ.

Konservative und Faschisten starrten auf die rote Hälfte des Januskopfes wie auf ein Schreckgespenst. Das Wien von 1918 bis 1934 war für sie ein Manövergelände der Revolution. So hatte jeder seinen speziellen Grund, die Stadt als Ärgernis zu betrachten, das man aus der Welt wünschte. So geschah zuerst (1934) nichts, um das rote Wien vor dem grünen Faschismus zu retten, und dann, 1938, geschah ebenfalls nichts, um ganz Österreich vor dem Nationalsozialismus zu bewahren.

„Diese Stadt ist in meinen Augen eine Perle", sagte Adolf Hitler am 9. April 1938. „Ich werde sie in jene Fassung bringen, die dieser Perle würdig ist."

1945 waren 21 317 Wiener Wohnhäuser ganz oder teilweise zerstört, mehr als 110 000 Wohnungen unbenützbar.

Ohne das Wiener kommunal- und gesellschaftspolitische Experiment nach dem Ersten Weltkrieg wäre der Wiederaufstieg Wiens aus den Trümmern des Zweiten Weltkriegs undenkbar. Nicht die so oft beschworene „Privatinitiative", sondern die Gemeinschaft hat die Schwierigkeiten gemeistert.

Das Wien der Ringstraßenzeit und das Wien des Jugendstils hatten vom materiellen und intellektuellen Reichtum der ganzen Monarchie gezehrt.

Das kommunale Wien der Zwischenkriegszeit zehrte nur vom eigenen Lebenswillen. Die materielle Armut rundum demonstrierte dabei, was man trotzdem erreichen konnte, wenn man neue Wege ging.

Die politische Struktur der Ersten Republik verhinderte, daß die Hauptstadt dem ganzen Land eine neue Zukunftsbestimmung gab. Der „Wasserkopf" stand als „Rotes Wien" auch politisch im Widerstreit. So mußte die Stadt die Rechtfertigung ihrer Existenz in sich selbst finden.

Beitrag zur Lösung der städtischen Verkehrsprobleme: die U-Bahn.

Neun Die Utopie

„Es ist gefährlich, am Gefüge der Friedensverträge, an der Minoritätenfrage zu rütteln. Man muß vielmehr die Grenzen entwerten, man muß aus ganz Europa eine große Schweiz machen."

(Léon Blum, französischer Ministerpräsident, beim Vierten Kongreß der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, Wien 1931.)

„Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, daß die Vertreter mittlerer und auch kleiner Staaten bei internationalen Konferenzen nicht ohne Einfluß sind. Oftmals haben gerade sie dazu beigetragen, für alle annehmbare Kompromisse zu finden, da sie keine Prestigepolitik betreiben müssen. Man möge doch nicht wie gebannt immer nur auf das militärische Potential der Großen schauen. Sicher kommt diesem letzten Endes, nämlich dann, wenn es zu einem neuen Weltkrieg kommen sollte, die entscheidende Bedeutung zu, aber gerade den Ausbruch einer solchen Katastrophe zu verhindern liegt an den Staatsmännern und Diplomaten aller Länder. Unterschätzen wir nicht unsere eigene Rolle und unsere eigenen Möglichkeiten. Gerade wir haben ein Beispiel dafür gegeben, daß es gelingen kann, trotz des Bestehens großer sozialer und gesellschaftlicher Unterschiede, gute, ja freundschaftliche Beziehungen mit unseren Nachbarn herzustellen und so zur Stabilität Europas beizutragen."

Der Mann, der 1971 diese Feststellung traf, war Walter Wodak, von 1945 bis 1974 österreichischer Diplomat in Ost und West, in London, Belgrad und Moskau, zuletzt Generalsekretär des Außenministeriums. Einer der führenden Männer an den Schaltstellen der Kreisky-Politik, die Österreich zu einem Faktor der Stabilität im Donauraum, Wien zu einem Friedenszentrum Europas gemacht hat. Was heute international anerkannte Tatsache ist, schien in der Ersten Republik undenkbar und noch am Beginn der Zweiten Republik unerfüllbarer Wunschtraum. Utopie wohlmeinender, aber nicht weiter ernst zu nehmender Phantasten.

Österreich aber liegt nun einmal im Donauraum, Wien liegt an der Donau, und so hatte die von Wien ausgehende Europapolitik nur die Wahl, das unmöglich Scheinende doch zu versuchen oder auf dem Katastrophenweg der Ersten Republik erneut unterzugehen.

Karl Renner, Staatskanzler von 1918, Begründer der Republik, hat im Mai 1938, nach dem Anschluß an Hitlerdeutschland und jedenfalls ahnungslos, daß er sieben Jahre später ein zweites Mal Staatskanzler und auch Begründer der Zweiten Republik werden sollte, in einem Interview mit der Zeitschrift „World Review" über diesen Donauraum gesprochen. Rückblickend, eine Anklage:

„Die Donaustaaten sollten unter Wahrung ihrer nationalen Souveränität zu einer ökonomischen Entente vereinigt werden. Donaupolitik wurde zu einem europäischen Schlagwort, Genf und Stresa erweckten neue Hoffnungen. Im Rahmen eines großen Wirtschaftsgebietes, das von der Natur reichlich ausgestattet ist und an dessen Hauptverkehrsader, der Donau, die Stadt Wien lag, sollte Österreich Möglichkeiten der Betätigung und Entwicklung seiner Kräfte finden . . . Nicht eine einzige positive Tat zugunsten der wirtschaftlichen Entente der Donaustaaten wurde gesetzt. Ja, noch mehr: Man ließ es zu, daß der Donauraum durch das sogenannte Protokoll

von Rom hoffnungslos in zwei Teile gespalten wurde. Man sah untätig zu, wie Österreich gegen den Willen der großen Mehrheit seiner Bevölkerung in eine einseitige Abhängigkeit von Italien hineingezwungen wurde — von einer Nation, die in Österreich alles andere als beliebt war. War das nun der Zweck des ganzen Unternehmens? Sollte Österreich an Stelle der wirtschaftlichen Führungsmacht des Donauraums lediglich zum Rohstofflieferanten Italiens werden?"

Genf, das war der Sitz des Völkerbundes, der nach der Tragödie des Ersten Weltkriegs der Menschheit den ewigen Frieden bescheren sollte.

Stresa, der italienische Urlaubsort, wiederholt Schauplatz internationaler Konferenzen, markierte dann am Beginn der dreißiger Jahre den Versuch, die Spannungen im Donauraum abzubauen, um durch den politischen Ausgleich zu einer wirtschaftlichen Gesundung zu gelangen. Der Versuch scheiterte, wie so viele Versuche, auf die die Erste Republik ihre Hoffnungen gesetzt hatte.

Die „Römischen Protokolle" schließlich, von denen Karl Renner sprach: die Unterwerfung des austrofaschistischen Österreich unter das Diktat des faschistischen Italien mit der Schützenhilfe des halbfaschistischen Ungarn.

Der Versuch, zwischen den Großmächten, an den Spannungslinien des Donauraums eine eigenständige, aktive Friedenspolitik zu treiben, schien den Mächtigen auf dem Wiener Ballhausplatz von damals eben jene Utopie, die man aus der Vorstellungswelt verbannte.

Wo heute die UNO-City in den Himmel gewachsen ist, inmitten der blühenden Gartenpracht des Donauparks, war damals, in den düsteren zwanziger und dreißiger Jahren, einer der größten Misthaufen der Millionenstadt. Müllablagerungsstätte. Umgeben von einer jener wilden Siedlungen, die man in Wien als „Bretteldorf" zu bezeichnen pflegt; Schrebergartenhütten, windschiefe Baracken, viel mehr Kaninchenstall als menschliche Behausung. Armseliges Obdach für Obdachlose; erbärmliche Zuflucht für Erbarmungswürdige.

Bis in die Zweite Republik hinein existierte diese Endstation für lebendes und totes Strandgut einer Periode ohne Zukunftshoffnung und ohne Zukunftskonzept.

Daß gerade hier die UNO-City entstand, war kein Zufall, keine Frage des günstigen Bauplatzes allein, sondern Ausdruck einer neuen Einstellung. Symbol für den Gestaltungswillen Wiens im Donauraum.

Es gab auch in der Ersten Republik einen Versuch, die Utopie von damals, die österreichische Friedensaufgabe, zu realisieren. Im Geschichtsbewußtsein des österreichischen Normalverbrauchers an historischer Erinnerung ist dieser Versuch verschüttet; nur Spezialisten noch erinnerlich. Dennoch markiert der Tag, der 30. Juli 1931, jenen Zeitpunkt, an dem die Stadt sich erstmals zu ihrer Zukunftsbestimmung bekannte.

Am Nachmittag dieses 30. Juli hielt der sozialdemokratische Oppositionsführer im österreichischen Parlament, Dr. Otto Bauer, vor dem IV. Kongreß der Sozialistischen Arbeiter-Internationale seine Rede zur weltpolitischen Situation.

Bauer forderte damals eine internationale Kreditaktion für Deutschland, um das Land vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch und damit vor dem heraufdämmernden Nationalsozialismus zu retten.

Bauer warnte, „daß jeder Versuch, die deutsche Not zu politischen Erpressungen zu benützen, jede Hilfsaktion entwerten und die Gefahren des Nationalismus nur steigern würde". Das hieß damals, aus der Perspektive von 1931: Revision der Friedensverträge, Streichung der Kriegsschulden.

An die Stelle des Kräftespiels der Sieger gegen die Besiegten sollte die internationale Solidarität gesetzt werden.

Oben: Karl Kautsky spricht. — Unten in der ersten Reihe von links nach rechts: Turati (Italien), Vandervelde (Belgien), Abramowitsch (Rußland), Hillquit (Amerika), Bracke (Frankreich), Luise Kautsky, Adelheid Popp (Oesterreich), Modigliani (Italien), Friedrich Adler

IV. Kongreß der Sozialistischen Arbeiter-Internationale 1931 in Wien: Solidarität sollte Machtpolitik ablösen.

Die Kongreßteilnehmer von 1931 in Wien waren Außenseiter der offiziellen Machtpolitik: Die Sozialisten, die einander im Wiener Konzerthaus trafen, um Europa zu retten, waren die Oppositionellen eines damals vorwiegend konservativ regierten Europas. Bei dem Kongreß warnte Léon Blum, oftmaliger französischer Ministerpräsident, vor dem Rütteln am Gefüge der Friedensverträge. Er warnte davor, die Nationalitätenfrage aufzuwerfen, die Grenzen zugunsten von Minoritäten zu ändern zu versuchen. Man müsse vielmehr, meinte Léon Blum, „die Grenzen entwerten", aus Europa eine große Schweiz machen.

Der [illegible] Ribbentrop und Ciano unterzeichnen den 1. Wiener Schiedsspruch 1938.

Mancher der Kongreßteilnehmer von 1931 mochte Léon Blum daraufhin als den Franzosen sehen, der sich auch als Sozialist von der französischen Angstpolitik den Deutschen gegenüber nicht zu lösen verstand.

Jedenfalls geschah beides nicht, was Doktor Otto Bauer und Léon Blum propagiert hatten. Die internationale Aktion für das demokratische Deutschland kam nicht zustande. Hitler kam. Der Zweite Weltkrieg kam. Die Grenzen wurden nicht entwertet, sondern gewaltsam revidiert.

Die Epoche entfesselter Macht mußten der Staat und die Stadt, Österreich und Wien, erst durchleiden, um ein neues Selbstverständnis und eine europäische Aufgabe zu finden. Die scheinbare Utopie von 1931, die Entwertung der Grenzen, wurde das Ziel der österreichischen Politik im Donauraum.

Nach 1938 versuchte Hitler Donaupolitik im napoleonischen Stil. Die beiden „Wiener Schiedssprüche" von 1938 und 1940 sollten den Nationalitätenkonflikt Ungarns mit seinen slowakischen und rumänischen Nachbarn unter dem Diktat einer Supermacht lösen. Die Landkartenzeichner amtierten bezeichnenderweise im Wiener Belvedere, dem Sommerschloß des Prinzen Eugen. Auf den Spuren des Türkensiegers sollte der Balkan eingegliedert werden.

Donaupolitik mit dem Donauzentrum Wien, aber auf dem Weg zurück. Wie Hitler das Belvedere, so nahm Baldur von Schirach das Palais des Fürsten Kaunitz als örtliches Symbol. Schirach, seit dem 7. Juli 1940 in Wien amtierender Gauleiter, übersiedelte aus dem Parlament (seit März 1938 „Gauhaus") auf den Ballhausplatz, auf dem seit Maria Theresias Zeiten Österreichs Großmachtpolitik gelenkt worden war. Zu seinem persönlichen Gebrauch ließ der Gauleiter sich Metternichs Schreibtisch holen. Er verkannte nur Metternich und dessen Außenpolitik der „Legitimität" und des europäischen Gleichgewichts. Statt die Wiener ihre österreichische Vergangenheit vergessen zu machen, wie es aus Berlin gewünscht wurde, baute Schirach seine persönliche Politik auf vorübergehend eingeschläferten Traditionen. Als Hitlers Vizekönig wollte der ehrgeizige junge Mann den deutsch besetzten Balkan zu einer neuen Donaumonarchie formen. Schirach hatte seinen Geschichtsunterricht absolviert und Wiens weiterhin vorhandene geistige Potenz in Rechnung gestellt. Nebenher vergaß er allerdings, daß ein wesentlicher Teil dieser Potenz jüdischer Herkunft war; jetzt ausgewiesen, ausgewandert, verschickt, getötet.

Daß sich 1918 mit Macht nicht revidieren ließ, hat der Gauleiter an Metternichs Schreibtisch nie begriffen.

Mit seinem Mißverständnis stand Schirach nicht allein. Auch im Lager der westlichen Alliierten ließen die traurigen Erfahrungen aus der Zwischenkriegszeit die Föderationspläne für den Donauraum nur so wuchern. Die Föderation wurde 1945 anders vollzogen, als der Westen sie gerne gesehen hätte. Ostblock, Warschauer Militärpakt, das Wirtschaftsbündnis COMECON: Instrumente eines sowjetkommunistisch föderierten Donauraums, in dem für die Föderierten die vielzitierte „Breschnjew-Doktrin" der beschränkten Souveränität dann gilt, wenn einer auszubrechen versucht. Der ungarische Volksaufstand von 1956 und der Prager Frühling von 1968 haben es bewiesen: Der Versuch, gegen Moskau aufzubegehren, ist nicht weniger riskant, als es einst, im Revolutionsjahr 1848, das Budapester oder das Prager Aufbegehren gegen die Habsburgermacht in Wien war.

Mit Macht hat Hitler die „Einigung" des Donauraums versucht.

Macht hat Europa gerade im Donauraum geteilt. Die österreichische Politik wagte sich an das utopisch scheinende Unternehmen, die Machtgrenzen zu entwerten.

Die Ennsbrücke war zehn Jahre lang, 1945 bis 1955, die Grenze mitten durch das Herz der Zweiten Republik.

Zehn Das Versuchsgelände

„Meine Regierung interpretiert die Neutralität als ein Mittel zur Bewahrung der Unabhängigkeit Österreichs und gleichzeitig als ein stabilisierendes und friedenserhaltendes Element in der Staatengemeinschaft. Was Österreich der Welt geben kann, sind Werke und Werte, die sich nur in einer friedlichen Atmosphäre entwickeln können. Durch Ausschöpfung der weitreichenden Möglichkeiten, die Österreich durch seine Unabhängigkeit und Neutralität gegeben sind, beabsichtigt mein Land, diesem politischesten der Hauptorgane der Vereinten Nationen ein Höchstmaß an unparteiischem Dienst zu leisten."

(Dr. Rudolf Kirchschläger, damals Außenminister, 1972 auf der XXVII. Generalversammlung der UNO, anläßlich der Wahl Österreichs in den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen.)

Die Babenberger kamen 976 die Donau stromabwärts, aus dem Westen, an den Zufluß der Enns. Die Widersacher des jeweiligen österreichischen Staatsgebildes kamen dann jahrhundertelang aus dem Osten und Südosten, die Donau stromaufwärts. Wien hatte die Aufgabe einer Bastion zu erfüllen.

Im Mai 1945 kamen die Sieger des Zweiten Weltkriegs aus beiden Richtungen an die Enns. Auf einer österreichischen Brücke schüttelten einander ein amerikanischer und ein sowjetischer General die Hände. Der traditionelle Begegnungsraum der Völker an der Donau erlebte eine neue, bis dahin in der Geschichte unbekannte und daher ungeübte Variante seiner historischen Bestimmung.

Die einstige Donaumetropole Wien wußte noch nichts über ihre Zukunftsaufgabe.

Im Herbst 1944 trafen sich Winston S. Churchill und Franklin D. Roosevelt in der Zitadelle von Quebec (Kanada), um die Strategie der letzten Kriegsphase in Europa und Ostasien abzusprechen. Der britische Premier kam mit dem Plan eines alliierten Vorstoßes aus Italien über Triest in Richtung Wien und Budapest. Churchill wollte den Sowjets im Donauraum zuvorkommen. Er befürchtete die Unterwerfung aller jener Länder, die von der Roten Armee erobert wurden, unter den Kommunismus.

Der politisch bestimmte britische Plan scheiterte an den militärischen Überlegungen der amerikanischen Generale. Roosevelt und seinen Beratern schien ein schneller Sieg über Japan wichtiger als die politische Zukunftsorientierung in Südosteuropa.

Die deutschen Truppen in Italien hielten damals, im Herbst 1944, noch die Alpenzugänge hinter dem Po. Churchill wollte diese deutsche Front durch einen „Sprung über die Adria" umgehen. Die Landungsflotte, die für den Angriff auf Triest erforderlich gewesen wäre, bekamen die US-Militärs für die Operationen gegen die Japaner in Burma.

Solcherart entschieden die Septembertage in Quebec die Teilung Europas. Die Errichtung dessen, was man später den Eisernen Vorhang nannte — Churchill sprach diesen Begriff zum ersten Male aus —, wurde vorbereitet. Daß Burma und Indochina der globalen Strategie der Amerikaner wichtiger schienen als Mittel- und Südosteuropa, hatte die zehnjährige vierfache Besetzung Österreichs zur Folge. Nach wie vor wird unsere heutige geopolitische Situation an der Grenze zwischen Ost und West dadurch bestimmt.

Viele Jahre, noch über den Abschluß des Staatsvertrags und den Abzug der Besatzungsmächte hinaus, haben die Österreicher ihr in Quebec bestimmtes Schicksal beklagt. Amerikanische Kurzsichtigkeit schien über Churchills Weitblick, vor allem auf unsere Kosten, triumphiert zu haben.

Aus heutiger Sicht läßt sich wohl nicht mehr mit absoluter Sicherheit sagen, daß uns eine bessere Zukunft beschert worden wäre, wenn die westlichen Alliierten Wien und Budapest vor der Roten Armee erreicht hätten. Wie hätte der Donauraum denn dann ausgesehen? Zurück zu der Friedenskonstruktion nach 1918, das schien zeitweise den Franzosen angebracht, sobald sie sich über Nachkriegseuropa Gedanken machten. Österreich also erneut im Spannungsfeld zwischen Deutschland, Italien und der Kleinen Entente.

Britische Föderationspläne hätten gerne den wirtschaftlichen Großraum vor 1914 wieder aufleben lassen. Auch in der österreichischen Emigration, auf der Rechten und auf der Linken, gab es solche Wunschträume.

Hätten die traurigen Erinnerungen ausgereicht, um die Fehler von einst zu vermeiden? Hätten die alten Modelle, neu in Betrieb genommen, nach 1945 besser funktioniert als ehedem? In der Geschichte kann man niemals mit Bestimmtheit sagen, was geschehen wäre, wenn . . .

Die Probe aufs Exempel wurde nicht gemacht. Die Rote Armee kam vor Amerikanern und Briten. Österreich erlebte die zehnjährige Besatzung. Es war kein österreichisches Honiglecken. Dennoch: Man muß heute die Vierteilung des Landes, die Vierteilung seiner Hauptstadt Wien mit allen Begleiterscheinungen auch aus einem anderen als dem notorischen Blickwinkel von Willkür, Entrechtung, Enteignung, Drangsal und permanenter Krise sehen. Die Zeit von 1945 bis 1955 hat die Österreicher der Zweiten Republik zu besseren Österreichern gemacht, als sie es von 1918 bis 1938 waren.

Das zehnjährige alliierte Treffen in unserem Lebensraum erzwang die Begegnung von Österreichern, die einander allzulange ausgewichen waren. Ein neues österreichisches Selbstverständnis stellte den Staat nicht mehr in Frage — wie nach 1918.

Der soziale Ausgleich ließ keinen Extremismus aufkommen wie nach 1918.

In den zehn Besatzungsjahren entstand, was heute die „Insel der Seligen" genannt wird.

Die Begegnung der Bundesländer erfolgte am 25. September 1945 in Wien. Als „Länderkonferenz" ist dieses Treffen in die Chronik eingegangen.

Um aus Bregenz und Innsbruck, Salzburg und Linz über die Ennsbrücke zu fahren, um aus Klagenfurt und Graz über den Semmering zu gelangen, dazu bedurften auch offizielle Österreicher 1945 außer alliierten Passierscheinen noch eine gehörige Portion Zivilcourage. Die Fahrt durch die sowjetischen Sperren endete nicht selten mit dem jahrelangen Verschwinden in irgendwelchen Lagern, Tausende Kilometer weit weg im Osten. Auch die anderen drei der großen Vier

Ein Bild, das treffender als jedes andere das Wien von 1945 kennzeichnet: Eine Rotarmistin regelt vor der Staatsoper den nicht vorhandenen Verkehr.

spielten gelegentlich — aus unerfindlichen Gründen für die Betroffenen — die Ganzstarken gegenüber den Wehrlos-Schwachen. Jeder Ortskommandant in Uniform war ein kleiner König, der seine eigene Politik machen konnte.

Heute noch ist diese Zeit unvergeßlich für jene, die sie erlitten haben, und unbegreiflich für die nachkommende Generation.

Der ersten Länderkonferenz in Wien gingen zwei Beratungen der westlichen Bundesländer in Salzburg voraus. (20. August und 18. September.) Zur Debatte stand, welche Bedingungen der in Wien amtierenden Provisorischen Staatsregierung des Dr. Karl Renner gestellt werden müßten, um sie über die sowjetische Zone hinaus akzeptabel zu machen.

Ob man überhaupt nach Wien fahren sollte, um die österreichische Einheit zu dokumentieren, diese Frage war schon entschieden. Positiv.

1918 und später, als das böse Wort vom „Wasserkopf" umging, hatte sich kaum jemand ernsthaft den Kopf zerbrochen, ob ein Österreich ohne Wien denkbar wäre. Der Staat selbst galt als undenkbar.

1945 boten sich Revision oder Anschluß nicht mehr als Alternativen an, wie es nach 1918 gewesen war.

Revision in einem sowjetisch besetzten Donauraum?

Anschluß an ein nur noch geographisch, nicht aber politisch vorhandenes Deutschland?

In welcher Form die vier Alliierten Österreich überleben lassen wollten, darüber bestand keinerlei Übereinstimmung. Die Moskauer Deklaration von 1943 hatte die Wiedererrichtung des unabhängigen Staates Österreich zum Kriegsziel erklärt. Die Konferenz von Jalta, Anfang 1945, mit ihren Vierteilungsbeschlüssen, und die Potsdamer Konferenz vom Sommer 1945, mit ihren Bestimmungen über die Enteignung des „Deutschen Eigentums", das alles schien anderseits ganz dazu angetan, die österreichische Unabhängigkeit zur sinnlosen Farce zu machen. Wie konnte ein solches Land existieren?

Die österreichischen Bundesländer, jedes für sich, wollten natürlich überleben. Sich eine dauernde Sonderexistenz vorzustellen, eben jedes für sich allein, dazu reichte freilich auch eine noch so angestrengte partikularistische Phantasie nicht aus.

Der Gedanke, ein eigenständiges West- und Südösterreich zu installieren, Wien, Niederösterreich und das Burgenland abzuschreiben, war anfangs dort und da vorhanden. Der Osten war sowjetisch besetzt, seine Industriezentren waren am schwersten beschädigt. Sollte man den Wiederaufbau mitbezahlen? Einst war das sozialdemokratische „Rote Wien" das Schreckgespenst für die schwarzen Länder gewesen. Drohte nun nicht ein noch röterer, ein kommunistischer Osten des Landes?

In den Frühsommermonaten 1945 mochte zwischen Bregenz und Graz, zwischen Klagenfurt und Linz die Entscheidung nicht allen leichtgefallen sein. Die Vernunft sagte aber, daß man nur gemeinsam überleben konnte. Die Bundesländer mußten versuchen, den gemeinsamen Staat zu erhalten. Mit seiner Hauptstadt Wien. Das mochte da und dort emotionell bedauert werden; ändern ließ es sich nicht.

1945 erfaßte man westlich der Ennsbrücke und südlich des Semmerings, daß Wien nicht nur ein mühsam und kostspielig integrierter, sondern der integrierende Bestandteil Österreichs überhaupt war — das Wort in seiner sinngebenden Bedeutung angewendet. Diese Erkenntnis hatte nichts mit Zentralismus zu tun und besagte nichts gegen den Föderalismus.

Österreich zusammenzuhalten und Wien als Hauptstadt zu erhalten war eine kulturelle Notwendigkeit, wenn die Menschen zwischen Bodensee und Neusiedler See in ihrer Lebensform weiter existieren wollten. Nur daß

Weltweit bestauntes „Wunder" in den Straßen Wiens: Die „Vier im Jeep", die interalliierte Militärpatrouille.

„Kultur" in diesem Falle nichts mit Staatsoper und Burgtheater, Lipizzaner und Kunsthistorischem Museum zu tun hatte. Kultur bedeutete bei der Sommerentscheidung von 1945 die Umsetzung von Wissen, Politik, Wirtschaft, Technik, angesammelter Lebenserfahrung in eine gemeinsame Lebensform. Zusammen und mit Wien zu leben, das war die Lösung, Österreich überleben zu lassen.

Das neue Bündnis, das Wien und die Länder 1945 schlossen, mochte keine Liebesheirat gewesen sein, aber es war eine Vernunftehe. Die österreichische Vernunft traf sich mit jener der Besatzer. Bei uns fand der „Kalte Krieg" gewissermaßen im Saale statt, als Rededuell der Alliierten. Zehn Jahre lang galt die interalliierte Militärpatrouille in den Straßen des Wiener Stadtzentrums, galten diese „Vier im Jeep" als weltweites Wunder. Auf allen Schauplätzen des Kalten Krieges standen West und Ost scheinbar unversöhnlich gegeneinander. Der Alliierte Rat in Wien gab der Welt in diesen Jahren die Hoffnung, daß der Friede noch eine Chance besaß. Am österreichischen Beispiel demonstrierten die einstigen Verbündeten, daß sie den unwiderruflichen Bruch doch nicht vollziehen wollten. Für das große Welttheater, das die vier Alliierten zehn Jahre lang auf der österreichischen Kleinbühne en suite spielten, bekamen bemerkenswerterweise weniger die Darsteller als die Kulissenmaler den Applaus. Wir. Der große Alfred Kubin zeichnete die Besatzer als die

Österreichischer Wunschtraum: Die „Vier Elefanten" werden am Gängelband geführt. (Zeichnung: Alfred Kubin.)

vier Elefanten, die sich vom Herrn Österreicher brav am Gängelband führen ließen. Wenn Leopold Figl die Hochkommissare auf ein paar Vierterln nach Grinzing einlud, jubelten die politischen Heurigensänger in ihren Leitartikeln: Heut sind die Teuferln auf Urlaub in Wien. Dabei führten sie sich ausgesprochen friedfertig auf.

Das „Lieber-Augustin"-Talent schien sich wieder einmal zu bewähren: Es ließ Schicksalsschläge danebengehen, deutete militärische Niederlagen in politische Erfolge um, die Eroberer wurden ihrerseits erobert, aus Verlusten wurden Gewinne gezogen.

Irgend etwas war zweifellos dran an dem österreichischen Charme oder auch am Wiener Schmäh, aber damit allein hätten wir den Staatsvertrag nicht bekommen, wie es vordergründig mitunter ausgesehen haben mochte. 1955 war Chruschtschow im Zug-

Österreichische Wirklichkeit der Besatzungsjahre: Dr. Karl Renner mit den vier alliierten Hochkommissaren.

zwang, wenn er die Ernsthaftigkeit seiner Koexistenz-Thesen glaubhaft machen wollte. Österreich bot sich als Demonstrationsobjekt an. Am Beispiel des österreichischen Staatsvertrages sollte nach der Liquidation der Stalin-Ära bewiesen werden, daß diese Koexistenz praktikabel war.

Der kleine Staat Österreich ließ ein solches Experiment ohne großes Risiko zu. Sowjetische Truppen blieben auch nach Abzug der Besatzung in einer Stunde Entfernung von Wien. Dort stehen sie heute noch.

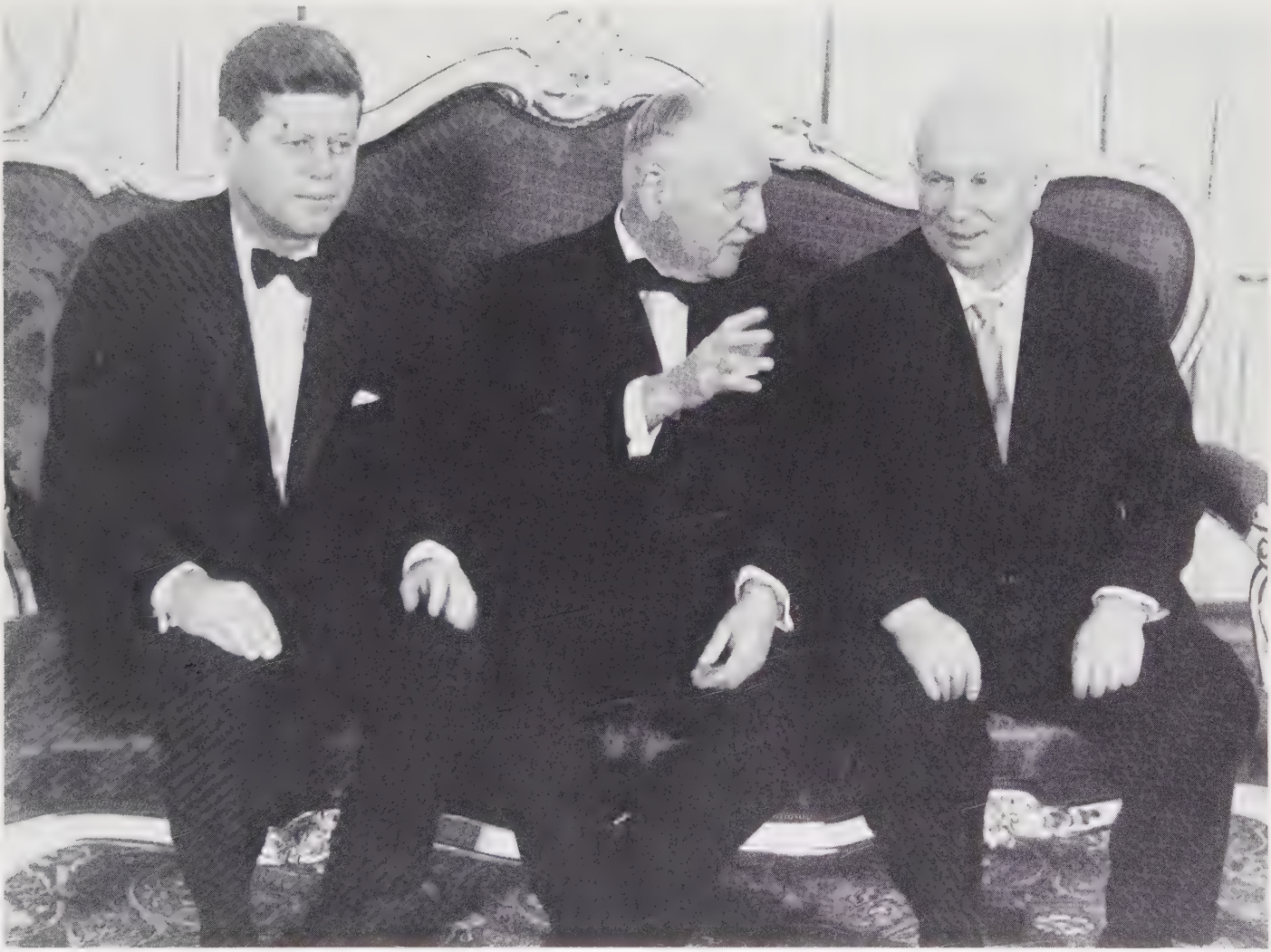
Für so viele Österreicher, die 1918 den Verlust des größeren Vaterlandes nicht hatten verwinden können, zeigte sich nun handgreiflich der Vorteil der Kleinheit.

Hat Österreich 1955 einfach Glück gehabt, weil Chruschtschow einen Erfolg brauchte?

Es war nicht nur österreichischer Charme, und es war nicht nur Glück.

Lohn der Standhaftigkeit: Unterzeichnung des Staatsvertrags im Wiener Belvedere am 15. Mai 1955.

Bei den Viermächte-Verhandlungen 1954 in Berlin haben die Österreicher (Figl und Kreisky) zu dem Staatsvertrag, den man ihnen vorlegte, nein gesagt. Es wäre damals nur ein halber Vertrag gewesen, mit halber Freiheit. Es gehörte trotzdem unvorstellbar viel Mut dazu, für ganz Österreich nach neun Besatzungsjahren nicht wenigstens die halbe Freiheit heimzubringen, sondern auf der ganzen zu bestehen. Hätten wir damals unterschrieben, wären wir heute noch nicht frei. Als sich 1955 die größere Chance bot (Raab, Schärf, Figl, Kreisky in Moskau), wurde zugegriffen. Es war aber schon damals zu erkennen, daß Österreich den Vertrag nur bekommen konnte, wenn es sich nicht nur als passives, sondern auch als aktives Demonstrationsobjekt eignete. Neutralität war die Voraussetzung, diese Aufgabe auch weiterhin zu erfüllen.



Lohn der Neutralität: Chruschtschow und Kennedy (mit Bundespräsident Schärf) beim Entspannungsgespräch 1961.

Wenn Politik die Kunst des Möglichen ist, dann hat Österreich dieser Kunst seine Existenz von heute zu verdanken.

Im Mai 1961 trafen einander in Wien der US-Präsident John F. Kennedy und der sowjetische Ministerpräsident Chruschtschow zum Koexistenzgespräch. Damals sagte der Amerikaner: „Wir beide sind so stark geworden, daß wir darauf achten müssen, uns nicht gegenseitig auf die Füße zu treten." Es gehören Mut und Phantasie dazu, eine Politik des Dazwischentretens zu betreiben, um dieses lebensgefährliche „Auf-die-Füße-Treten" zu verhindern. Die österreichische Politik hat sie sich zur Aufgabe gemacht.

Der österreichische Diplomat Walter Wodak, lange Zeit Botschafter in Moskau, zog die Schlußfolgerung: „Die Anpassung kann

Jahr der Bewährung 1950: Die kommunistischen Oktoberstreiks blieben ohne Widerhall bei den Arbeitermassen.

Während der Oktoberunruhen 1950 bestanden die österreichischen Soldaten die Belastungsprobe.

theoretisch zwei Formen annehmen: Zweiteilung der Welt in Interessensphären der beiden Großmächte oder die Herstellung einer gerechten Weltordnung, die für alle, groß und klein, gilt. Sollte die erste Variante, die Aufteilung der Welt in Interessensphären, sich durchsetzen, würde es nicht nur uns als kleinem Land an der Grenze der beiden Machtblöcke, sondern allen Staaten der Welt, auch den beiden großen, zum Schaden gereichen, da sie zur Verewigung der Gegensätze zwischen Ost und West, zur Balkanisierung der Welt und schließlich zur Konfrontation mit allem, was dieser Ausdruck impliziert, führen müßte. Das Ziel, das wir anvisieren müssen, ist und bleibt die Überwindung der Spaltung der Welt in zwei Machtblöcke und die Herstellung einer Weltordnung, die auch die Interessen der kleinen und mittleren Staaten respektiert und in der sozusagen jeder nach seiner Fasson selig werden kann."

Von der Basis der österreichischen Neutralität ausgehend, aus der räumlichen Beschränkung eines Kleinstaates heraus diese weltweite Aufgabe zu entwickeln, das war seit den sechziger Jahren das Ziel der österreichischen Außenpolitik des Dr. Bruno Kreisky. Dieses Land, wo es nun einmal auf der Landkarte zu finden ist, braucht den internationalen Frieden, um zu überleben. Es dient sich selbst, wenn es alles tut, um den Frieden zu erhalten. Folgerichtig dient es dem Frieden, wenn es alles tut, um sich selbst zu erhalten.

So ging die österreichische Politik von der

Neutralität, nicht Neutralismus: Österreich ließ sich 1950 nicht in eine Volksdemokratie verwandeln.

Moskau begriff den Wert der österreichischen Neutralität: Chruschtschow beim Staatsbesuch in Wien.

passiven Verwaltung der Gegenwart, von der Lösung der Probleme, wie sie gerade auf den Kopf fielen, zur bewußten Gestaltung der Zukunft über, indem sie die Erfüllung der diesem Land gestellten Friedensaufgabe übernahm.

Aktivität, nicht Passivität wurde von uns verlangt. Neutralität, nicht Neutralismus. Daß man sich mit den Sowjets nicht dadurch arrangieren konnte, wenn man sich mit dem Kommunismus arrangierte, hatten die Vorgänge bei der Sowjetisierung der Oststaaten gezeigt. Daß man sich mit den Sowjets nicht notwendigerweise verfeinden mußte, wenn man den Kommunismus abwies, bewies sich am österreichischen Beispiel. Wenn Österreich als Demonstrationsobjekt für Koexistenz nützlich sein sollte, wenn es für eine Friedensaufgabe zwischen den Großen brauchbar sein wollte, dann durfte es gar nicht neutralistisch sein. Um der Welt wirklich zu dienen, mußte es seine Glaubwürdigkeit und seine Vertrauenswürdigkeit nach Ost und nach West hin permanent unter Beweis stellen. Das hat Österreich erkannt, das hat Moskau schnell begriffen, und der Westen hat schließlich mit einiger Verzögerung gelernt, es zu verstehen.

Voraussetzung für die Mitgestaltung des äußeren war der innere Frieden. Dieses Land, Experimentierfeld der Weltpolitik, machte sich selbst zum Versuchsgelände einer neuen Gesellschaftspolitik. Das Resultat ist jenes Österreich von heute, das Papst Paul VI dem Bundespräsidenten Franz Jonas gegenüber einmal die „Insel der Seligen" genannt hat.

Aus dem viergeteilten Trümmerhaufen von 1945 wurde der kleine Wachstumsgigant der ersten siebziger Jahre und das vielbestaunte Wunderland, das die weltweite Rezession am besten von allen Industriestaaten überstanden hat.

Wien, nach 1945 viele Jahre lang Endstation einer Sackgasse an die Grenze der freien Welt, ist ein neuer Mittelpunkt geworden.

Österreich schreibt Friedensaufgabe, wie sie heute verstanden wird: Das Treffen Ford Sadat in Salzburg 1976.

Elf Die Metropole

„Auf der Grundlage dieser immerwährenden Neutralität, die der Wahrung und Sicherung unserer Unabhängigkeit ebenso wie der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichtes dienen soll, wird die Bundesregierung auch weiterhin ihre Außenpolitik gestalten.

Sie schätzt es in diesem Zusammenhang, daß die Bundeshauptstadt Wien auch in Zukunft Tagungsort der Verhandlungen zwischen Staaten des Nordatlantikpaktes und des Warschauer Paktes über den Rüstungsabbau in Mitteleuropa sein wird.

Die Bundesregierung bekennt sich uneingeschränkt zu den Zielsetzungen der Vereinten Nationen und wird in diesem Sinne wie in der Vergangenheit nach besten Kräften alle Maßnahmen unterstützen, die der Sicherung des Friedens dienen. Als immerwährend neutraler Staat betrachtet es Österreich als seine Aufgabe, sich aktiv in den Dienst der Staatengemeinschaft zu stellen. Diese Politik hat dazu geführt, daß unser Land sich in vermehrtem Maße für internationale Begegnungen und als Sitz internationaler Organisationen nützlich erweisen konnte."

(Erklärung der österreichischen Bundesregierung vor dem Nationalrat, 5. November 1975.)

Dem Mist, den Millionen Wiener jahrzehntelang gemacht, über die Donau geschafft und hinter dem Hubertusdamm, rund um Bretteldorf, abgelagert hatten, diesem Mist wurde Anfang der sechziger Jahre zu Leibe gerückt. Caterpillars und Planierraupen gingen daran, wahre Gebirge von Abfall und Bombenschutt einzuebnen. Das Gelände wurde für die WIG 64, die Internationale Gartenausstellung, bestimmt und sollte anschließend als Donaupark Erholungslandschaft für die Großstadt werden. Eine UNO-City lag damals noch außerhalb der Vorstellungen. Der Tag, an dem die Caterpillars kamen, markiert dennoch ein entscheidendes Datum: Von der Verwaltung des Vorhandenen, von der Bewältigung der Gegenwart ging die Stadt zur Gestaltung der Zukunft über.

Im Sommer 1945 lag die tägliche Ration eines Wiener Normalverbrauchers bei 950 Kalorien. 1936 hatte der Völkerbund festgestellt, daß zur Aufrechterhaltung des Lebens bei leichter körperlicher Arbeit 2400 Kalorien täglicher Nahrungsmittelzufuhr notwendig seien.

Zum Abbau überschüssigen Wohlstandspecks war keine „Fit-mach-mit"-Aktion erforderlich. Die Wiener hielten sich durch den Abtransport des Bombenschutts körperlich in Form. Allein von Straßen und Plätzen mußten 260 000 Kubikmeter Trümmer entfernt werden. Durch den Krieg hatten 270 000 Wiener ihr Dach über dem Kopf verloren. In der sowjetischen Besatzungszone Österreichs wurden Gebäude, Maschinen und Transporteinrichtungen sowie Bargeld im Gesamtwert von 1,2 Milliarden Schilling, Geldwert 1945, beschlagnahmt. Allein bis Ende 1948 zahlte Österreich 5,9 Milliarden Schilling Besatzungskosten.

Als Helmut Qualtinger später den Herrn Karl zum liebsten Kind aller Wienbeschimpfer machte, hat er die Schuttwegräumer vergessen. Von den Wiederaufbauern war auch

nicht die Rede. In den ersten zehn Jahren nach Kriegsende errichtete die Gemeinde 50 000 Wohnungen. Das oft so heruntergeputzte Phäakenvolk der Heurigenbesucher von heute hat sich zunächst einmal jahrelang durchgehungert. Gehungert wurde zweifellos anderswo auch. Schutt weggeräumt und wiederaufgebaut ebenso. Die hiesige Besonderheit war die geistige Leistung. Die Österreicher haben damals mit der Lösung einer Existenzfrage begonnen, die so manche andere Industrienation bis heute nicht bewältigen konnte: Sozialer Ausgleich.

Der Wille, zu überleben, erzwang nicht nur die Begegnung der Bundesländer im Staat, sondern auch die Begegnung der Klassen in der Gesellschaft.

Das vierfach besetzte, ausgepowerte Gebilde Österreich konnte sich nicht als Experimentierfeld extremer Weltanschauungen anbieten. Der beiderseitige Verzicht auf vermeintliche Grundsätze machte den Kompromiß zwischen Kapital und Lohnabhängigen möglich. Scheinbar unabdingbare Forderungen (aus der Zwischenkriegszeit) erwiesen sich als abdingbar, wenn man nicht unvereinbaren Prinzipien zuliebe vereint zugrunde gehen wollte.

Als bald nach 1945 die Verstaatlichung der Schwerindustrie einvernehmlich durchgeführt wurde, stand nicht nur der Wunsch Pate, die Fabriken dem Zugriff der Besatzer zu entziehen. Es war die klare Erkenntnis auf beiden Seiten, daß privates Profitdenken ein solches Milliarden-Wiederaufbauwerk nicht in Gang setzen konnte.

Der soziale Ausgleich wurde in den ersten Jahren der Zweiten Republik von zwei Männern eingeleitet, die in der Ersten Republik ihre bitteren Erfahrungen gesammelt hatten: Julius Raab, dem Mann der Wirtschaft, und Johann Böhm, dem Mann der Gewerkschaften. Sie fanden einander im persönlichen Gespräch. Die hemdärmelige Art dieser beiden Gesprächspartner und ihre Verhandlungstaktik verlangt den volkstümlichen Ausdruck: Sie haben sich's ausgeschnapst.

Das Prinzip, sich über Mögliches zu einigen, statt auf dem Unmöglichen zu beharren, immer nur so viel zu fordern, wie der andere gerade noch zugestehen kann, die Grenzen des Erreichbaren zu erkennen, dieses Prinzip entsprach nicht nur dem Wunsch, den Besatzern die geschlossene Front aller Österreicher entgegenzustellen. Es war die teuer bezahlte Lehre der zwanziger und der dreißiger Jahre, die einen neuen Weg suchen und finden ließ. Das war die Basis der Wirtschafts- und Sozialpartnerschaft, die bis heute allen Belastungsproben standgehalten hat. Jenseits der österreichischen Grenzen werden wir darum beneidet.

In Österreich selbst wird rechts von der politischen Mitte seit Jahren Sturm gelaufen gegen die „Verbändedemokratie", gegen den „Gewerkschaftsstaat".

Tatsache ist, daß Österreich die wenigsten jährlichen Streikminuten unter allen westlichen Industrienationen zählt. Nicht erst, seit es eine sozialistische Regierung gibt; auch schon vorher, als eine ÖVP-Alleinregierung im Amt war. Tatsache ist ebenso, daß der vermeintliche „Gewerkschaftsstaat" mit seiner „Verbändedemokratie" die weltweite Rezession der mittleren siebziger Jahre erfolgreicher bekämpft hat als die großen Industrienationen. Ein geringeres Absinken des Wirtschaftswachstums als sie, eine geringere Einbuße an Arbeitsplätzen, eine Inflationsrate im unteren europäischen Drittel.

Linksaußen wird ebenfalls Sturm gelaufen; gegen die gewerkschaftliche Vernunftpolitik, nicht mehr zu verlangen, als die Wirtschaft verkraften kann, weil man schließlich nur aus einem gefüllten Topf etwas herausnehmen kann. Die extreme Linke aber hat ihre Chancen in Österreich längst verspielt. Gleich nach 1945 versuchte sie, ihre Theorien

Um Wiens Zukunft als Donaumetropole ging es beim Besuch des bundesdeutschen Kanzlers Helmut Schmidt bei Bürgermeister Leopold Gratz im Rathaus.

zu realisieren. Statt Wiederaufbau radikaler Neubau der Gesellschaft. Dem Kommunismus schien die Besatzungsmacht im östlichen Österreich ausreichende Rückendeckung, um bei Lenin nachzuschlagen, was zu tun ist. Kommunisten und die von den Sozialisten abgespaltene Minimalgruppe unter Erwin Scharf wagten sich mehrfach an die Probe aufs Exempel. Die Oktoberstreiks von 1950 werden heute als ernstgemeinter Versuch bewertet, eine Volksdemokratie nach osteuropäischen Vorbildern zu installieren. Der Versuch scheiterte trotz massiver Unterstützung durch sowjetische Besatzer. Die Arbeiterschaft selbst ließ ihn scheitern; das einstige Proletariat, dem die Parteischulung der Ersten Republik das Wissen um ein neues Selbstverständnis gegeben hatte. Diese Arbeiterschaft bewies ihre politische Reife und ihre ökonomische Vernunft. Sie zeigte sich in den Hungerjahren des Wiederaufbaus opferbereit, wenn es um materielle Augenblicksverzichte ging, um

nicht an die extreme Linke zu verlieren, was es in den austrofaschistischen Jahren an die extreme Rechte verloren hatte: die Freiheit.

Den Extremisten ging es mit ihren Ideologien wie manchem Architekten mit seiner Theorie. Die Zertrümmerung ganzer Stadtviertel wurde als Geschenk des Himmels betrachtet, um städtebauliche Jahrhundertträume zu verwirklichen. Ohne Rücksicht allerdings auf Hunderttausende Ausgebombte, die sofort ein Dach über dem Kopf nötig hatten. So wird der kommunale Wohnhausbau der fünfziger Jahre immer noch als „Emmentaler-Stil" kritisiert: „Kas mit Löchern." Auch die Kritiker aber wissen keine Antwort, was man sonst für die Menschen hätte tun können, die kein Obdach besaßen, wären nicht so schnell wie möglich so viele Wohnungen wie möglich gebaut worden, daher so billig wie möglich und außerhalb des Stadtkerns, wo genug freies Gelände zur Verfügung stand.

Die berufsmäßigen Protestierer, inländische wie ausländische, vermissen bei uns das laute Geschrei. Hierzulande werden keine leerstehenden Altwohnungen gewaltsam besetzt. Wer aber sollte einem Aufruf zum „Häusersturm" nach bundesdeutschem Vorbild schon folgen, wenn es keine Obdachlosen gibt? Arbeiter besetzen keine Fabriken. Für die Mitbestimmung in den Betrieben müssen sie auch gar nicht demonstrieren, denn die Wirtschaftspartner haben diese Arbeitsverfassung längst ausgehandelt, und das Parlament hat sie zum Gesetz gemacht. Der Katalog der Familienförderung reicht von der Heiratsbeihilfe bis zum Pflegeurlaub. Die Reform des hundertsechzigjährigen Ehegesetzes hat die Partnerschaft an die Stelle der männlichen Familienherrschaft gesetzt. Hochschulrevolten sind Mangelware: Wir kennen keine Berufsverbote, an den Universitäten haben wir keinen Numerus clausus, dafür ist das Studium gebührenfrei, die Schulbücher sind kostenlos, die Schulfahrten sind unentgeltlich.

So sind die Protestsänger um Themen verlegen, die wirklich unter die Haut gehen. Die Österreicher-Beschimpfer, vor allem jene österreichischer Nationalität, nennen es Sumpertum, was hierzulande praktiziert wird: Die Zufriedenheit, wenn das Erreichbare endlich erreicht ist.

Natürlich taucht dann und wann der sprichwörtliche Herr Karl als Nachtschattengewächs auch an unser Tageslicht und vereinigt sich mit seinem provinziellen Gegenstück, dem Surm, zum Bremsklotz des Fortschritts. Der vielbestaunte Weg der Vernunft führte keineswegs geradlinig auf die „Insel der Seligen" der siebziger Jahre, und für die achtziger Jahre liegt nicht nur die klar erkennbare Einbahnstraße vor uns. Wir gingen durch die Jahrzehnte seit 1945 auf vielfach verschlungenen Pfaden, im Gestrüpp des politischen Alltags immer wieder behindert, durch den Gegenverkehr nationaler, sozialer, religiöser Ressentiments. Die alten Klassenkämpfer aller Farbschattierungen sind noch lange nicht müde, Barrieren aufzurichten. Provinzhäuptlinge versuchen, Grenzen zu reaktivieren. Bezirkskaiser versuchen, Kurfürsten zu spielen. Hinter den Beamtenschreibtischen in den Tintenburgen geben sich Zwerge als Sitzriesen. Versager erweisen sich als erfolgreiche Sesselkleber. Pressure Groups schieben wendige Taktiker vor, um windige Kompromisse nicht zum Vorteil der Gesamtheit, sondern zum Nachteil der Notwendigkeiten zu schließen. Lobbyisten zündeln an zahllosen Feuerstellen, um die nötige Hitze für das Abkochen privater Süppchen zu erzeugen. Die neue Klasse der Sekretariatsaristokratie spielt den Feudalismus des Hochadels nach.

Wir sind keineswegs lauter Engel, und unser irdisches Paradies bedarf noch beträchtlicher Zubauten.

Für die Gegenwart jedoch entscheidet letztlich das Ergebnis, und die Gesamtheit des Erfolges der siebeneinhalb Millionen Öster-

reicher, auch nach Abzug der Widrigkeiten, ist nicht zu übersehen.

Eine Nation vermeintlicher Sumper lebt im selbstverdienten Wohlstand und selbstbewahrten inneren Frieden. Uns ist nichts geschenkt worden, und wir haben nicht nur Glück gehabt. Wenn uns der Bildschirm allabendlich die Dokumentation einer bluttriefenden Umwelt politischer und sozialer Schlachtfelder ins Wohnzimmer liefert, dann könnten wir uns unseres eigenen beneidenswerten Zustandes freuen. Wirkliche Sumper wären wir dann, wenn wir über die bewältigte Gegenwart die Planung der Zukunft vergäßen. Davor müssen wir uns hüten!

Als es während des Zweiten Weltkriegs im alliierten Lager um die Nachkriegsform des Donauraums ging, tauchte kurzfristig auch der sonderbare Einfall einer Freistadt Wien auf. Als exterritoriales Gebiet sollte die Stadt zum Sitz internationaler Organisationen werden. In der Treibhausatmosphäre eines sorgsam gepflegten Museums hätten die Wiener dann ein gutbezahltes Leben als Türlschnapper, Platzanweiser, Saaldiener, Briefträger, Kofferschlepper, Pikkolos und Toilettenfrauen der internationalen Diplomatie führen können. Trinkgelder in jeder Währung, solange die Saison angedauert hätte. Über den Einfall hinaus ist dieser Gedanke nicht weiter verfolgt worden; zu unserem Glück.

Als die österreichische Politik nach 1955 daranging, aus der scheinbaren Notlösung der immerwährenden Neutralität eine Dauertugend für die Zukunft zu machen, lag der Gedanke einer internationalen Donaumetropole wieder auf der Hand. Mit anderer Rollenverteilung allerdings: Statt die Portierloge zu betreuen, galt es, das Generalsekretariat zu besetzen.

Voraussetzung war jene Glaubwürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit, die sich die österreichische Politik erworben hatte. Die Österreicher erfuhren es erst viel später, daß ihnen diese Glaubwürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit schon 1959/60 bescheinigt worden ist. Damals schaltete Nikita Chruschtschow den österreichischen Staatssekretär Dr. Bruno Kreisky als Verbindungsmann zu Willy Brandt ein; bald darauf den Außenminister Kreisky als Mittelsmann in der Berlin-Frage. Auf der anderen Seite ermutigte Konrad Adenauer den österreichischen Außenminister, die Kontakte weiter zu führen. Diesem Konrad Adenauer hatte man schon vorher angeraten, sich an Julius Raab ein Beispiel zu nehmen, der den Tanz mit dem russischen Bären offensichtlich besser verstand. (Willy Brandt, 1976, in seinem Buch „Begegnungen und Einsichten" über Kreisky: „Es gibt keinen Zweifel, daß es ihm zunehmend gelang, etwas vom Glanz diplomatischer Kunst vergangener Tage nach Wien zurückzuholen.")

Die internationale Atombehörde war die erste weltweite Organisation, die sich dauernd in Wien niederließ. Es folgten die UNIDO (Organisation für industrielle Entwicklung) und die OPEC (Organisation erdölexportierender Staaten).

Über den Toren des Konferenzzentrums in der Neuen Hofburg werden die Flaggen vieler Dutzender Nationen nur selten eingeholt. Seit 1961 kamen hier vier „Wiener Konventionen" zustande: über den diplomatischen Verkehr (1961), über die konsularischen Beziehungen (1963), über das Recht des Vertrages (1967 und 1968) und über die Vertretung der Staaten in ihren Beziehungen zu internationalen Organisationen (1975).

In Wien tagten die SALT-Konferenzen zur Begrenzung der strategischen Rüstung, in Wien wurden die Vorarbeiten für das Sicherheitsabkommen von Helsinki geleistet, in Wien versuchen NATO- und Warschauer Pakt-Staaten zu einem Truppenabbau zu gelangen. In Wien setzten sich griechische und türkische Zyprioten unter dem Vorsitz des österreichischen UNO-Generalsekretärs

Von der Verwaltung der Vergangenheit ging die Stadt zur Gestaltung der Zukunft über! (U-Bahn-Baustelle Stephansplatz.)

Auch der Anblick der Gemeindebauten hat sich verändert: Wohnpark Alt-Erlaa.

Straßen sind symbolhaft für die Donaumetropole: Wien ist wieder Mittelpunkt, Schnittpunkt, Treffpunkt geworden.

Dr. Kurt Waldheim an einen Tisch. Über Waldheim sagte Kreisky: „Der Umstand, daß Dr. Waldheim Kandidat der ÖVP um die Bundespräsidentschaft war, der Umstand, daß diese Wahl auf Franz Jonas fiel, hat uns nicht eine Minute zögern lassen, seine Kandidatur zu unterstützen. Das ist eine österreichische Sache gewesen . . . Wir haben nicht gezögert, weil wir gewußt haben, das ist eine gute Sache!"

Die gute Sache für die Republik zwischen Bodensee und Neusiedler See ist der Friede. Die Wiener Zukunftsplanung hat ihn in Rechnung gestellt, als sie an die Gestaltung der Stadt für die Jahrtausendwende ging; symbolträchtig wurde auf dem Bombenschutt des Zweiten Weltkriegs, auf dem Großstadtmist der Wiederaufbaujahre, die zugleich Besatzungsjahre waren, zuerst ein Garten gepflanzt und dann die UNO-City errichtet. Wo die Donau so lange das historische Stadtgebiet von den neuen Stadtvierteln trennte, soll die Donauinsel eine Verbindung herstellen. Von Nußdorf bis Albern zieht sich heute schon eine gigantische Baustelle: Die Millionenstadt wird mit dem zweiten Flußlauf den absoluten Hochwasserschutz und mit dem linken Sammelkanal die totale Abwasserbeseitigung bekommen. Die Autobahn wird den Massenverkehr um den Stadtkern herumleiten, die U-Bahn über die Donau das alte und das neue Wien verbinden. Das Donaukraftwerk unterhalb der Stadt wird die Energieversorgung sichern.

Zukunftsmusik in Milliardenprojekten. Kleinstädtisches Provinzdenken sieht vordergründig nur die Augenblickskosten, nennt Verschuldung, was Investition ist, und begreift die größeren Zusammenhänge nicht.

Als der bundesdeutsche Kanzler Helmut Schmidt 1976 Kreisky im Bundeskanzleramt und Leopold Gratz im Rathaus besuchte, ging es auch um diese Zusammenhänge, um Wiens Zukunftssicherung als Donaumetropole. Das unvermeidliche Augartenpferd, dem kein offizieller Rathausgast entgeht, soll über die längst vollzogene Abkehr vom musealen Wien nicht täuschen: Es ging vor allem um die beschleunigte Verwirklichung des Rhein-Main-Donau-Kanals, der Mitte der achtziger Jahre fertig werden soll. Er ist eine der Voraussetzungen dafür, daß die österreichische Schwerindustrie, die VÖEST-Alpine vor allem, auf den Weltmärkten weiterhin mitmischen kann. Der Zusammenschluß dieses Rhein-Main-Donau-Kanals mit dem Donau-Oder-Kanal, von Polen forciert, für das erste Jahrzehnt nach dem Jahr 2000 geplant, das alles gehört zu jenem Gesamtkonzept, in dessen örtlichem und geistigem Mittelpunkt die UNO-City steht.

Wirkung und Gegenwirkung: Gesicherte wirtschaftliche und soziale Zukunft der Menschen durch gesicherte Existenz des Staates in einer friedlichen Welt; gesicherter Friede durch Bewahrung der Menschen vor Not.

Wiens Schicksal wurde immer schon durch die Donau bestimmt, wohl nie zuvor aber wurde die Donau so bewußt in die Schicksalsplanung der Zukunft einbezogen wie heute.

Geographisch ist die Turmstadt der UNO-City nur auf Sichtweite von Klosterneuburg entfernt, wo eine Kaiserkrone die Silhouette beherrscht und in der Schatzkammer ein Herzogshut liegt. Zwischen dem universellen Machtfrieden eines Imperiums und dem Verhandlungsfrieden einer Weltorganisation liegt ein noch lange nicht zu Ende gegangener Weg. Das Programm von den „entwerteten Grenzen", das Léon Blum 1931 in Wien verkündete, scheint an der Grenze von Ost und West seiner Verwirklichung ferner denn je. Utopie? Die Kunst des Möglichen, wie die Politik genannt wird, bedarf der Phantasie, um sich das Erwünschte als erreichbar Mögliches vorzustellen. Das Ziel, der Friede, ist jeden Versuch wert, mag es für den Augenblick auch utopisch erscheinen.

Bildnachweis

Amt der Niederösterreichischen Landesregierung: 13 oben (Topographische Sammlung), 17 (Foto Nechuta)
Archiv der „Arbeiter-Zeitung": 79
Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek: 7, 26, 30 oben links und oben rechts, 36 oben und unten, 42, 48, 57 oben und unten, 62, 87, 88, 89
Pressebilddienst Doliwa: 30 unten
Dom- und Diözesanmuseum: 32
Europa-Studio: 76
Fotoarchiv Glück: 103
Foto Hassmann: Einbandbild, 13 unten und 28
Ernst Hausner: 10, 11, 23, 49, 68, 70, 71, 102
Heeresgeschichtliches Museum: 44
Historisches Museum der Stadt Wien: 8, 40, 51, 52, 59 oben, 60 oben, 66
Haimo Lauth: 20
Photo Meyer KG: 22 oben und unten
Georg Mikes: 9, 67
Hans Erich Köhler: 59 unten
Landesbildstelle Wien: 99
Österreichisches Institut für Zeitgeschichte: 4 oben und unten, 60 unten, 63 oben und unten, 80
Barbara Pflaum: 55, 95, 104
Stift Klosterneuburg: 14, 19
Franz Vogler: 25
Pressebilddienst Votava: 2, 33, 45, 56, 82, 85, 90, 91, 92, 93, 94, 96

Inhalt

Der Januskopf · 5
Das Bollwerk · 15
Der Mittelpunkt · 29
Der Schwerpunkt · 37
Der Treffpunkt · 41
Der Schauplatz · 53
Der Anziehungspunkt · 61
Der Januskopf II · 69
Die Utopie · 77
Das Versuchsgelände · 83
Die Metropole · 97

Herausgegeben mit Förderung der Zentralsparkasse Wien

ISBN-3-7141-6537-1 Jugend und Volk Wien
ISBN-3-8113-6537-1 Jugend und Volk München

Einbandgestaltung: Ernst Hausner
Einbandfoto: Peter Hassmann

© Copyright 1977 by Jugend und Volk
Verlagsgesellschaft m.b.H., Wien — München

Alle Rechte vorbehalten. 4183-77/1/20

Druck: Druck- und Verlagsanstalt „Vorwärts" AG,
1050 Wien, Rechte Wienzeile 97